

- Dramen, Neue.** Von Hans Benzmann. Kyffhäuser. 17.
Erlösungsoper. Von Arthur Seidl. Lotse. 9.
Geude, Kurt, und seine Tragödie „Sebastian“. Von Bodo Wildberg. Gesellschaft. 4.
Goethe-Briefe. Deutsche Heimat. 11.
Grabbe. Von Rich. Hahn. Wage. 51.
Grabbe. Gedenkblatt zum 11. Dezember. Von Karl Bleibtreu. Neue Bahnen. 23.
Grabbe, Neues von. Von Robert Hallgarten. Litterar. Echo. 5.
Grabbe und Goethe. Von Herm. Uhde-Bernays. Litterar. Echo. 5.
Hammerling, Robert. Von Chr. Schmitt. Erwinia. 3.
Huber, Therese. Von Hans Altmüller. Hessenland. 23.
Idealismus, Mehr. Ein Wort an die Goethe-Bündler. Von Paul Marfop. Gesellschaft. 5.
Jesudramen, Zwei griechische. Von Aug. Wünsche. Internat. Litteraturberichte. 25.
Klassiker-Ausgaben, Neue. Von Ed. Engel. Litterar. Echo. 6.
Klassiker-Ausgaben, Neue Leipziger. Von Max Mendheim. Internat. Litteraturberichte. 25.
Komponierbare Gedichte. Von Wilh. Maufe. Litterar. Echo. 6.
Künstler- und Stildramen. Von S. Lublinski. Litterar. Echo. 5.
Kunst und Artistik. Von Maurice v. Stern. Deutsche Heimat. 8.
Litteraturgeschichte von Adolf Bartels. Von Max Koch. Litterar. Echo. 6.
Lyrik, Neue. Von Adolf Brieger. Internat. Litteraturberichte. 24. 25.
Lyrik, Neue und Verwandtes. Von K. S. Strobl. Lotse. 10.
Maß, Ernst. Von Oskar Friedländer. Gesellschaft. 4.
Märchen und Monatsbilder, Deutsche. Von Karl Maria Heidt. Kyffhäuser. 17.
Maeterlinck's Drei mystische Spiele. Von Wilh. v. Scholz. Lotse. 9.
Memoirenwerke. Von Gustav Manz. Litterar. Echo. 5.
Mörke-Biographien. Von Johs. Proelß. Litterar. Echo. 6.
Mundart, Die der sog. Grunddörfer in der Grafschaft Mansfeld. Von Herm. Hennemann. Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten. 4/5.
Rajmajer, Marie v. Von Josef Schmid-Braunfels. Neue Bahnen. 24.
Reifron, Aus seiner Werkstatt. Von Moriz Necker. Wage. 50.
Sächsisch-preussische Dichter, Drei. Von Heinr. Spiero. Lotse. 12.
Pädagogik, Die und ihr Publikum. Von Hans Schmidkunz. Nord u. Süd. 297.
Rappenaucr Mundart, Die. Von Othmar Weisinger. Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten. 4/5.
Neder, Heinrich Ritter v. Von Hans Benzmann. Nord u. Süd. 297.
Romane, Neue englische. Von Max Meyerfeld. Litterar. Echo. 6.
Romane, Französische. Von Erich Meyer. Litterar. Echo. 5.
Romane und Novellen, Neue. Von Hans Benzmann. Deutsche Heimat. 7.
Saar, Neue Novellen von. Von Paul Wilhelm. Wage. 49.
Schaubühne, Verfall der deutschen. Von Roland Hammer. Neue Bahnen. 23.
Schiller und die Burgtheaterzensur. Von Volker zu Alzey. Neue Bahnen. 23.
Schillerpreis, Der. Litterar. Echo. 5.
Schopenhauer's Gespräche. Von Otto Stöhl. Wage. 49.
Schwäbische Sprichwörter und Redensarten, gesammelt von Wilh. Unfeld. Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten. 4/5.
Sprachgrenze, Die niederdeutsche vom Siegerlande bis zur Werra. Von E. Maurmann. Hessenland. 23.
Theaterzustände, Französische in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Von J. Machly. Internat. Litteraturberichte. 24.
Theater, Römische. Von Maximilian Claar. Wage. 48.
Weihnachtsspiele, Schlesische. Von Aug. Friedr. Krause. Osten. 12.
Weihnachtstisch der Jugend, Vom. Von G. A. Erdmann. Internat. Litteraturberichte. 25.
Wildberg, Bodo. Von Ludwig Bräuhäuser. Kyffhäuser. 17.
Wolzogen's Buntes Theater. Von Leo Feld. Lotse. 11.
- Ferner:
Die Feder. Nr. 59 u. 60.
Frena. Nr. 10—14.
Christliche Blätter. Nr. 4.
Der Scherer. Nr. 23: Lemuren. — Nr. 24: Weihnacht.

Unverlangt eingehenden Beiträgen sind die nötigen Briefmarken beizufügen, wenn im Falle der Unverwendbarkeit die Rücksendung gewünscht wird.

Für die Redaktion verantwortlich: Albert Warneke, Braunschweig, Hasanenstraße 51 a.
 Verlag: Gose & Zepflaff, Berlin W. 35. — Druck: Herrcke & Lebeling in Stettin, Pöhlstraße 81.

Monatsblätter

für

deutsche Litteratur.

VI. Jahrgang.

Februar 1902.

Heft 5.

Meine Sehnsucht.

Nun fliegt meine Sehnsucht frühmorgens schon aus,
 Wenn die Schwalben an's Fenster klopfen
 Bei der taunassen Wiese nezt sie schnell
 An den stimmernden Tropfen
 Die Flügel und trinkt aus den Strömen des Lichts
 Und sieht den schimmernden, tiefblauen Duft
 Um die fernen Berge schwimmen
 Da — schwebt sie hinüber, als riefen sie
 Geheimnisvolle Stimmen
 Dann eilt sie wieder, das rauschende Meer
 Um seine Rätsel zu fragen; — —
 Dort liegt sie am Strande ganz allein,
 Wie ein sturm-verschlagenes Vögelein,
 Und will vor Heimweh verzagen.
 Oft streift auch fremder Städte Pracht
 Ihr scheuer Flügel leise,
 Oft lockt sie wohl ein Traumgesicht,
 Doch eine Heimat sucht sie nicht
 Hier unter'm Sternenkreise:
 Kein Paradies auf Erden kann
 Die Glück-Verlangende bannen
 Sie kommt . . . sie fächelt sich Kühlung zu
 Sie seufzt . . . und eilt von dannen.
 Nur droben beim Herrgott ruht sie aus:
 Der faltet ihr sanft die Schwingen
 Sie schließt die Augen. Ihr Ohr vernimmt
 Anbetend' Engelsingen.
 Da sinkt sie hin — ein müdes Kind —
 Ihr Haupt in Vaters Schoß zu neigen,
 Und kann nichts fühlen, als nur Ihn,
 Und kann nichts thun, als selig schweigen.
 Ravalzhausen.

Sascha Elfa.

Gebet.

Herr, schenke meinem Liede
 Die linde Kraft des West,
 Der alles Schmachtfende, Müde
 Nimmer verdorren läßt;

Der tausend Liebeskeime
 Von Blüte zu Blüte trägt,
 Zwischen einsamen Wipfeln geheime,
 Vereinende Wellen schlägt;

Der wie von zärtlichen Freuden
 Erwärmter Atem weht,
 Und doch auf verlassenem Heiden,
 Und doch am Meer entsteht.

Berlin.

Karl Kufel.

Sieh! Sie kommt!

Meine blasse Sehnsucht steht am Meeresufer,
 Lauschend auf das leise Lied erlöster Ruder.
 . . . Dürfen's die bestaubten Schwingen wirklich wagen,
 All mein Heimweh über's weite Meer zu tragen?

Sieh! Da kommt schon über die erstaunten Wogen
 Eine goldne Geisterbarke sanft gezogen:
 Ihr entsteigt ein Engel mit der Lilienblume,
 Rührt mich an und führt mich heim zum Heiligtume.

Oberklingen.

Karl Ernst Knodt.

Gewißheit.

Ich weiß, es wird der Abend kommen,
 Wo meine Seele, die sich bangt,
 Vor Nacht die rechte Straße findet,
 Auf der sie selig heimgelangt.

Ich seh' zum letzten Mal vom Berge
 Des Lebens in den Abendschein
 Und fasse meinen Stab und walle
 Allein ins stille Thal hinein.

Bargfeld (Holst.). Ernst Ludwig Wulff.

Weltfrühling.

Und seh' ich, wie die Menschheit schafft
 Und mutig strebt in wilden Wettern,
 So drängt es mich, mit aller Kraft
 Die Siegsdrommete froh zu schmettern.
 Mir ist, ich ständ' auf Bergeshöhn
 Und ließ' es klingen in die Lande:
 „O Geist, erbrause wie der Föhn,
 Zerspreng' die alten Bande“.

Doch schau' ich, wie die Sorg' und Not
 Zur Qual sich für die Brüder einen,
 Und wie sie ringen um das Brot,
 So muß ich heiße Thränen weinen.
 Mich treibt das Herz, mit Donnerhall
 Zu rufen in die fernsten Weiten:
 „Erwacht, ihr faulen Schläfer, all,
 Vom Mitleid laßt die Herzen leiten“.

— So liegen Lust und Schmerz im Streit,
 Im wilden, ungestümen Ringen,
 Und unaufhaltsam geht die Zeit. —
 Doch Hoffnung regt die Adlerschwingen.
 Sie steigt empor und wirft hinab
 Der Liebe Kranz auf unsre Erde:
 Der Haß, der Hochmut sinkt ins Grab,
 Und alles jauchzt im Frühlingswerde.

Salder.

Wilhelm Kunze.

Augenschönheit.

'S ist sonderbar mit den Menschen bestellt,
 Ein Jeder trägt seine eigene Welt;
 Der Eine geht lachend und singend vorbei,
 Dem Andern bricht heimlich das Herz entzwei.

Wenn ich so durch die Straßen geh'
 Und in die Augen der Menschen seh',
 So seh' ich zuweilen den blühenden Schein
 Vom Demant oder Karfunkelstein.
 Auch edler Güte wärmendes Licht,
 Herzlust aus reinstem Kindergesicht,
 Heimliche Liebe, verschlagen und still,
 Manches Auge verraten will. —

Am schönsten aber glänzt jener Schein,
Den Kummernis nährte und Seelenpein,
Der ernst und mächtig und träum'risch tief
Unter der zitternden Sehnsucht schlief!
Wenn solch' ein Auge in meines blickt,
Bin ich der lärmenden Welt entrückt —
Gleich' ich dem Taucher am Meeresstrand,
Der tief im Grunde Vineta fand,
Der zwischen Muscheln, vom Zauber bethört,
Längstverklungene Glocken gehört
Und statt der Perlen im weichen Sand
Thränen — die bittersten Thränen fand.

Jittau.

Otto Promber.

Und wieder träum' ich in der Dämmerstunde . . .

Und wieder träum' ich in der Dämmerstunde . . .
Da streift's mich wie ein Hauch von Deinem Munde,
Die kleine Hand ergreift die meine sacht,
Dein dunkelschönes Auge glänzt und lacht;
Und wie Du leise vor mir niederkniest,
Mein Haupt Du langsam an die Schulter ziehst.
Ich heb' die Hand, zu kosen durch Dein Haar — —
Und bin Dir fern seit manchem langen Jahr.

Greifswald.

Albert Antoni.

Abend.

Wie sich's so lieblich an schweigenden Wassern ruht,
Wenn der Abend heraufkommt kühl und mild. —
Träumend schaust Du das Spiegelbild
Goldener Wolken in dunkler Flut.
Dämmerung breitet über des Tages Blut
Sorglich den Schleier der Vergangenheit —
Und Dein Herz wird weit — :
Heimlich in ihren Rosengarten
Wandelt die Seele, sehnsuchtbeschwingt,
Weiß ihre schöne Hoffnung dorten warten,
Ihre einzige Liebe, und sie winkt. —
Eilend laufen sie nun, sich zu umschlingen,
Küssen sich zärtlich wild, wie in jener Stunde,
Da zuerst sich aus scheuem Munde
Ihr Geheimnis durfte entringen. —

Sitzen dann in der stillen Einsamkeit,
Die nur Rosendüfte durchschweben,
Lesen das hohe, heilige, ernste Buch,
Drin das große Geheimnis, Lust und Leid,
Haß und Liebe und Tod und Segen und Fluch
Stehet geschrieben, und heißet Leben. —
Und wie die Schatten dunkler sich senken,
Sitzen sie still mit verschlungenen Händen, und denken
Sinnend dem großen Rätsel nach,
Ahnend ein Glück, das dem lärmenden Tage gebracht — .
Wohnt es jenseits vielleicht von Zeit und Raum?
Ist's ein Gedanke nur, Menschen zum Troste bestellt? —
Heimlich über der schlummernden Welt
Flattert ein Liebestraum.

Magdeburg.

Paul Hermens.

Komm wieder!

Der Morgen entflammte die goldenen Lichter,
Aus dumpfem Traume erwachte der Dichter
Und sah mit Thränen ins graue Nichts.
Es war ihm das bitterste Leid geschehen, —
Er konnte seit Wochen die Sonne nicht sehen,
Die Sonne der Dichtung, das Licht des Lichts.

Entweicht, entfiet war die Wünschelrute,
Darin seine magische Kraft beruhte,
Womit er verwandelt in Gold den Stein.
Der liebe Wunderkasten verschlossen,
Daraus seine süßen Gedanken geflossen, —
Und verloren, verloren das Schlüßlein!

Wo's einst ihn umleuchtet in lachendem Blühen,
Da war nun das dumpfe, vergebene Mühen,
Da war nun die bange und heiße Scham.
Es rannen ihm Thränen, es rannen ihm Schmerzen
Wie reiche Ströme aus seinem Herzen. —
Mit jedem Bissen aß er den Gram.

Er konnte den toten Zauber nicht zwingen,
Es half ihm kein Wollen, es half ihm kein Ringen,
Nur beugen konnt' er sich, stumm und bleich.
Und so beugt' er auch heute sich tief darnieder
Und flehte: Komm wieder, mein Glück, komm wieder!
Komm endlich wieder, mein Himmelreich!

Berlin.

Frida Schanz.

Einiges über „Schreiben“ und „Gedrucktwerden“.

Eine Plauderei für Schriftsteller und Redakteure von **Henriette von Meerheimb**.

Für die meisten Menschen ist es ein angenehmer Moment, wenn die Post vor dem Hause hält und ein Paket abgegeben wird. Wer „schreibt“, der sieht indessen den bewußten gelben Wagen mit Mißtrauen vorfahren, und das sorgfältig verpackte, längliche Paket, das für ihn abgegeben wird, bereitet ihm wenig Freude . . . Es ist das nach mancherlei Irrfahrten treu wiederkehrende Geisteskind! Ein umfangreiches Manuskript des neuesten Romans! Der Vorschlag, „Kundreisebilletts für Manuskripte“ zu erfinden, wird daher von Schriftstellern, der Portosparnis wegen, mit Freuden begrüßt werden.

Verschärft wird die unangenehme Rückkehr des mit so viel Liebe und Hoffnungen in die Welt gesandten Werkes, wenn die Redaktion es höflich „als Wertpaket“ dem enttäuschten Verfasser zugehen läßt. Eine schwindelnd hohe Summe ist „als Wert“ des beifolgenden Manuskripts deklariert.

Die leise Genugthuung „also so hoch wird der Roman doch immerhin geschätzt“ verdrängt die aufquellende Bitterkeit: „daß dieser genannte Wert sich wohl schwerlich jemals realisieren wird“.

Wer wirklich „für Geld schreibt“, d. h. den Erwerb zum Leben braucht und nicht als pekuniär gut gestellter Schriftsteller ihn als angenehme Beigabe oder auch nur wie einen Prüfstein, wieviel die Arbeit den Redaktionen oder Verlegern wohl wert sein mag, betrachtet, für den wird die geschilderte Enttäuschung ja noch tausendmal schlimmer sein.

Es ist bei der Überproduktion von Romanen natürlich nicht zu verlangen, daß der unglückliche Redakteur, der sie lesen muß (mein herzlichstes Beileid spreche ich ihm hiermit aus), jedes ihm eingesandte Manuskript behält. Er muß eine sehr enge Auswahl treffen. Nun fragt es sich aber: „nach welchen Prinzipien trifft er diese?“

Mit wenigen Ausnahmen entscheidet meist nicht „der wirkliche Wert des Romans“, sondern der Umstand: „ob er sich für das Blatt und dessen Leserkreis eignet“, bzw. „ob der Redakteur ihn dafür geeignet hält!“

Auch dieser Umstand muß natürlich in die Waagschale fallen; aber meiner Meinung nach darf er unbedingt nicht allein Ausschlag gebend sein. Natürlich kann eine konservative Zeitschrift keinen Roman bringen, der offenbar „Umsturz alles Bestehenden“ predigt, auch wenn er genial geschrieben ist; warum sie aber nicht ab und an einen Roman mit einer „freieren Auffassung“ bringen sollte, ist mir unverständlich. Jede Sache hat zwei Seiten und kann von den verschiedensten Punkten

aus beleuchtet werden. Ein gebildeter Mensch wird gern auch einmal eine abweichende Ansicht gelten lassen oder einen Roman als „reines Kunstwerk“ bewundern, auch wenn er mit den Anschauungen des Verfassers nicht übereinstimmt.

Der gebildete Mensch! Da bin ich auf den Punkt gekommen, auf den ich lossteuerte. Ich finde, die Redakteure der Zeitschriften (Ausnahmen bestätigen die Regel) schätzen das Publikum zu niedrig ein. Für die meisten Journale wird ein glatt und banal verlaufender Roman verlangt, der womöglich nur äußere, keine inneren Konflikte bringt. Es darf kein religiöser Streit, keine politische Frage berührt werden. Das könnte Anstoß erregen. Romane, die solche Konflikte bringen, werden rettungslos zurückgesandt, und wenn sie noch so fesselnd geschrieben sind.

Dem für Journale Schreibenden wird ein vollständiges Schema ausgearbeitet: „Immerwährend spannende Handlung“ wird verlangt, „nichts, was die Leser unangenehm berühren könnte“, darf erwähnt werden . . . vor allen Dingen „guter Schluß“. Alles muß sich versöhnen, verlieben, verloben u. s. w.

Der arme Schriftsteller! Eigentlich darf er dann nur noch Märchen erzählen, denn wer kann lebenswahr schreiben und dabei alles „gut enden“ lassen im landläufigen Sinn? Den Leser, der tiefer blickt und nachdenkt, den wird ein ernster Schluß, als der oft einzig mögliche und psychologisch richtige, nicht verstimmen. Und für solche Leser sollte man im Grunde doch nur schreiben.

Ein Schriftsteller soll, außer wenn er für Kinder oder Volkskalender schreibt, sich nicht zu dem Standpunkt des Publikums herabdrücken, sondern dasselbe zu sich hinauf ziehen.

Nun wird man mir entgegen: „Wer Journale liest, will sich aber nicht bilden, sondern unterhalten.“ Ich denke indessen, beides läßt sich bei der Romanlektüre ganz gut vereinigen. Ein Roman kann sehr wohl spannende Handlung bringen und dabei doch auch ohne langatmige Auseinandersetzungen den Leser über manche ernste Frage aufklären oder sittlich durch eine gute Tendenz zu beeinflussen suchen.

Die Lektüre der Journale greift immer mehr um sich. Eine Journalmappe findet sich fast in jedem Hause. Dem Buchhandel mag das wohl Abbruch thun; aber andererseits ist es doch erstrebenswert, daß auch ein größeres Publikum sich leicht und billig mit den Erzeugnissen der modernen Litteratur bekannt machen kann. Wer sich außerdem auf einige Zeitschriften einzeln abonniert, gelangt in den Besitz von manch einem Roman, den als Buch anzuschaffen immerhin kostspielig ist.

Da nun also das Lesen der Journale ein so allgemeines ist, müßten die Redakteure einen künstlerisch und geistig höheren Standpunkt einnehmen. Sie lassen sich, bei der allerdings sehr großen Konkurrenz, allzusehr von der Befürchtung, „Abonnenten zu verlieren“, beherrschen und suchen es „Allen“ recht zu machen.

— Aber „gefallen Jedermann, ist eine Kunst — die Niemand kann!“

Diese banalen Romane mit ihren verwaschenen Schablonenmenschen, den forcierten Handlungen und stets befriedigendem Schluß einer rührseligen Verlobung oder versöhnenden Tauffeier „gefällt zum Glück auch nicht Jedermann“, wenn auch Viele gewiß bei derartigen Erzählungen gern „einnicken“, oder wenn das Backfischchen in seinem Schmollwinkel Thränen über den ritterlichen Helden und seine unwahrscheinlich schöne Braut vergießt.

Für „Nachmittagschlummer“ und „Bäckisch-Thränen“ will man doch nicht gearbeitet haben!

Ich wünschte, und Viele wünschen es mit mir, daß mehr Rücksicht in der Wahl der Romane auf das gebildete Publikum und auf den „ernst zu nehmenden Schriftsteller“ genommen würde; denn dem vor allem wird mit dem Verlangen, seine Werke dem Geschmack des „Journalmappen-Publikums im allgemeinen“ anzupassen, ein unerträglicher Zwang angelegt.

Mir selber ist es passiert, daß bei Annahme eines Romans unbedingt verlangt wurde, daß der tragische Schluß in einen guten verwandelt würde, „weil traurige Schlüsse das Publikum verstimmen“; obgleich die im übrigen sehr von mir geschätzte Redaktion zugab, „daß der ernste Schluß der psychologisch richtigere sei.“

All mein Sträuben war vergebens; ich mußte den Schluß, der wohl das Beste an der ganzen Arbeit war, in dem gewünschten Sinn umarbeiten.

Nur wer selber schreibt, weiß, wie weh solch Verschlechtern müssen der eigenen Arbeit thut.

Ein anderes Mal beanstandete eine Zeitschrift in der von ihr angenommenen Erzählung „die Morphiumeinspritzung“, die ich einem erkrankten Helden angedeihen ließ! Das Blatt stünde auf dem Standpunkt der Naturheilkunde, „ich möchte den Kranken dementsprechend behandeln lassen.“

Eigentlich ist zwar ein Roman keine Reklameschrift für Naturheilärzte — aber was thut ein unglücklicher Schriftsteller, oder die vielleicht noch characterschwächere Schriftstellerin nicht, um ihr Geisteskind in Druckerschwärze vor sich zu sehen? Gut! Mein gestürzter Leutnant wurde trotz gebrochener Rippe und schwerer Lungenentzündung bei offenen Fenstern in ein kühles Bad gebracht. In Wirklichkeit wäre es sicher sein letztes gewesen!

Dem einen an Lungenentzündung Erkrankten darf man bekanntlich so wenig wie möglich anrühren, geschweige ihn derartigen Erschütterungen aussetzen . . . Im Roman genas er natürlich zur Freude Aller . . . aber jedenfalls zur Überraschung derjenigen Leser, die mit Krankenpflege auch nur etwas vertraut sind.

Wie mir, so wird es wohl schon manchem Schreibenden ergangen sein.

Wer hinter die Kulissen geguckt hat, der wundert sich jetzt nicht mehr, wenn in einem Roman ein unmotivierter Schluß unmögliche Dinge ermöglicht, sondern drückt im Geist dem Kollegen die Hand und seufzt: „Wieder einmal der Blaustift des Herrn Redakteurs!“

In den erwähnten Fällen ist es ja im Grunde vollständig gleichgültig, ob ein Roman mehr oder weniger banal „gut“ endet — ein Held falsch oder richtig in seiner Krankheit behandelt wird . . . Ich hoffe und glaube, daß keiner der Leser der betreffenden Geschichte die Probe aufs Exempel machen und seine lungenkranken Angehörigen ins Wasser werfen wird . . . aber, im ganzen genommen, liegt eine große Gefahr für den jungen Schriftsteller darin, wenn er zu sehr dem Geschmack der Redakteure und des Publikums Rechnung tragen soll. Ist er nun gar auf den Ertrag seines Schreibens angewiesen, so ist die Gefahr noch viel größer.

Wie viele gute Talente mögen auf diese Weise um ihre Originalität gebracht, zu Vielschreibern gelebener, aber wertloser Romane geworden sein!

Auch dem Publikum wird immer mehr durch diese Art Schreibereien der Geschmack verdorben. Solch eine Wechselwirkung kann nicht ausbleiben und ist im höchsten Grade bedauerlich.

Dem entgegen zu wirken, haben sich unsere „Monatsblätter“ zur Aufgabe gestellt.

Darum will ich zum Schluß dieser kleinen Bauderei die Leser unseres lieben Blattes auf eine Schriftstellerin aufmerksam machen, die, in vornehmer Zurückhaltung verharrend, dem großen Publikum noch unbekannt, von den Wenigen, die sie kennen, aber um so höher geschätzt ist. Es ist dies D. Verbeck, die Verfasserin des Romans „Einsam“ und der drei in einem Bande vereinigten Novellen: „Der erste Beste“, „Die Neuendorfer Klucke“ und „Maria Neander“. Jede der genannten Novellen ist ein kleines Kabinettsstück; sie ausführlich zu besprechen, würde zu weit führen.

Ich möchte aber jedem Leser, vor allem jeder Leserin raten, sich das Buch zu verschaffen. Keiner wird es bereuen. Die Novellen sind so fein und zart erdacht, wie geschrieben; psychologisch wahr, lebenswahr in jeder Zeile, mit dem verklärenden Hauch der Poesie, eines oft unwiderstehlichen Humors, der auch der letzten und bedeutendsten der Novellen „Maria Neander“, die wahrhaft dramatisch gestaltet ist, trotzdem ein unbeschreiblich lebenswürdiges Gepräge giebt.

Der Roman „Einsam“ bringt ein schon häufig behandeltes Thema . . . Eine zarte Frauenseele, die sich in einer unharmonischen Ehe abmartert und trotz des beständigen Beisammenseins mit dem rohen Gatten seelisch tief einsam ist — das ist eine schon oft variierte, trübselige Melodie! Aber D. Verbeck weiß ganz neue Töne, echte Herzensteine hervorzuzaubern. Jede Saite einer Frauenseele vibriert bei den Klängen, die hier angeschlagen werden.

Ich glaube, daß keine Frau dies Buch lesen kann, ohne aufs tiefste erschüttert und ergriffen zu werden.

Es wird immer einen Punkt geben, wo sie sich getroffen fühlt und in den Qualen der Heldin eigenes vergangenes Leid noch einmal wieder zu durchleben glaubt.

Der Gang der Handlung ist kurz der folgende: Die Witwe eines höheren Lehrers ist mit ihrer einzigen Tochter in sehr beschränkten Verhältnissen zurückgeblieben. Die Mutter ist gelähmt; sie kann nur vom Bett auf den Stuhl getragen werden. Die Tochter, die ihre Mutter über alles liebt, sinnt und grübelt, wie sie der geliebten Kranken einen bequemen Rollstuhl verschaffen könne von ihrem geringen Verdienst. Sie sticht für Geld — Tag und Nacht, um ihr Ziel zu erreichen! Endlich ist es gelungen, mit Hilfe eines jungen Lehrers, der bei ihnen wohnt, und der ebenso wie das junge Mädchen eine sehr schöne Stimme besitzt und mit ihr in einem Singverein zusammen singt. Durch dies gemeinsame Musizieren spinnen sich zarte Fäden von Herz zu Herz, — ohne daß die von ihm heimlich Geliebte es ahnt, legt er von seinem gleichfalls sauer ersparten Gelde zu und besorgt den Ankauf des ersehnten Rollstuhls. Aber an dem Tage, an dem die geliebte Kranke den Stuhl zum ersten Mal benutzen soll, trifft die Nachricht ein, daß das geringe Kapital, von dessen Zinsen sie fast ausschließlich lebten, durch eine unglückliche Spekulation verloren gegangen ist.

Um der Mutter willen, die außer ihrer Lähmung auch noch schwer herzleidend ist, nimmt sich die Tochter gewaltsam zusammen; aber sie ist der Verzweiflung nahe. Wie soll sie mit der armen Kranken, zu deren Pflege so manches nötig ist, existieren?

Auch die Mutter beherrscht sich aus Liebe zu ihrem Kind, aber sie wird zusehends schwächer, so zehrt die Sorge an ihr. In dieser Krisis lernt das junge Mädchen einen ehemaligen Schüler ihres Vaters, einen sehr reichen, jungen Fabrikbesitzer kennen, der, obgleich innerlich roh und ungebildet, sich fast augenblicklich in das holde, ätherische, nur rein geistigen Interessen lebende Mädchen verliebt. In dem Moment, wo dieser Mann um sie wirbt, wird es ihr klar, daß sie ihr Herz heimlich längst einem Anderen, dem jungen Lehrer, geschenkt hat.

Sie kämpft einen schweren Kampf; aber schließlich siegt die Liebe für ihre Mutter, der sie durch ihre Heirat jeden Komfort, die denkbar beste Pflege angedeihen lassen kann. Sie schließt förmlich einen Vertrag mit ihrem Gott: „Laß meine Mutter gesund werden, dafür opfere ich Dir mein Lebensglück.“

Das Gebet scheint Erhörung zu finden. In der veränderten Umgebung, in den schönen, luftigen Räumen der eleganten Villa lebt die Kranke bei ihrem Schwiegerjohn und ihrer Tochter neu auf . . . aber nur, um nach wenigen Wochen eines Morgens früh von der verzweifelnden jungen Frau tot im Bett gefunden zu werden. Ein Herzschlag hat ihrem Leben ein Ende gemacht. Der Schmerz der Tochter ist ergreifend geschildert. Überhaupt ist das ganze Verhältnis von Mutter und Tochter so zart, rührend und herzbewegend geschildert, daß man sich der Thränen kaum erwehren kann.

Mit dem Tode der Mutter beginnt ein wahres Martyrium für die zurückgebliebene Tochter.

Der sinnliche, rohe Genußmensch, den sie geheiratet hat, teilt und versteht keine ihrer höheren Interessen. Er spottet über jedes geistige Bedürfnis. Nur die grob materiellen Begierden sind ihm verständlich.

In dem Kampf gegen diese brutale Tyrannen-Natur reißt sich die junge Frau körperlich und geistig vollständig auf. Die quälende Bitterkeit des Gedankens: „Mein Opfer war ganz umsonst, meine Mutter starb doch!“ läßt sie auch keinen inneren Frieden finden. Den Mann wiederum versöhnt ihr stilles Dulden und Tragen seiner Launen nicht, denn er fühlt instinktiv heraus: „Sie erträgt alles aus Pflichtgefühl, nicht aus Liebe“, und das reizt beständig seinen Zorn, statt ihn zu besänftigen.

Es ist ein qualvolles Leben, was diese beiden so heterogenen Naturen führen.

Erst der Tod des Mannes — er stirbt nach einigen Jahren, noch jung, an einer akuten Krankheit, — bringt eine gewisse Verständigung.

Die junge Frau erkennt, daß sie „mit Liebe“ ihren Mann hätte beeinflussen können, daß sie ihm ein Unrecht anthat, ihn „ohne Liebe“ nur um der Mutter willen zu heiraten. Sie betrauert ihn tief — überläßt seinen ganzen Reichtum seinen Geschwistern und wohlthätigen Anstalten und geht, geistig und körperlich gebrochen, in die tiefste Stille und Einsamkeit, um dort ihr seelisches Gleichgewicht wiederzufinden.

Der Schluß läßt uns hoffen, daß ihr später doch noch einmal ein friedevolles Glück an der Seite ihrer Jugendliebe erblühen werde.

Dies ist nur in kurzen Zügen der Inhalt; aber welche feine Charakteristik, welche fesselnder, lebendiger Dialog zeichnet den Roman aus! Er konnte nur aus

der Feder einer geist- und gemütvollen Frau fließen; denn so den intimsten, zartesten Regungen eines weiblichen Herzens nachspüren kann nur eine Frau, die selbst manches erlebt und gelitten haben muß, um so lebenswahr, herzbewegend, oft herzzerreißend schildern zu können. Trotzdem schwächt keine allzusehr in die Augen springende Tendenz, keine persönliche, durch bittere Erfahrungen hervorgerufene Anschauung den reinen Kunstgenuß ab, den man beim Lesen dieses Buches empfinden muß.

„Nur was aus der Anschauung und zwar der rein objektiven entspringen oder unmittelbar durch sie angeregt ist, enthält den lebenden Keim, aus welchem echte und originelle Leistungen erwachsen können, nicht nur in den bildenden Künsten, sondern auch in der Poesie,“ sagt Schopenhauer.

„Das punctum saliens (der springende Punkt) jedes schönen Wertes, jedes großen oder tiefen Gedankens ist eine ganz objektive Anschauung.“

Nach diesen Worten des großen Philosophen ist es klar, warum alle Tendenzromane, die immer einer subjektiven Anschauung entspringen, keinen bleibenden Wert haben können.

Die veränderten Verhältnisse der kommenden Zeiten müssen das Interesse daran abschwächen und schließlich ganz erlöschen lassen. Die menschliche Natur dagegen bleibt unverändert. Die wahrheitsgetreue, poetisch verklärte Schilderung derselben wird in jedem Zeitalter Teilnahme erregen.

Wer eine objektive Anschauung vom Leben gewinnen will, muß sich einen geistig hohen Standpunkt erobert haben. Nur von einer Höhe aus gewinnt man einen Überblick. Wer aber selber noch in aller Verwirrung des Treibens und Hastens im Thal drunten mitten drin steckt, der sieht alles nur von Einem Gesichtswinkel aus und beurteilt, was er sieht, befangen und einseitig. Nur wer viel erlebt hat, sollte schreiben, wenn er aus seinen subjektiven Erfahrungen heraus sich zur vollen Objektivität der Anschauung hindurchgerungen hat.

Diese abgeklärte Objektivität wünsche ich mir selber, allen lieben Kollegen für ihre Werke — — und den geehrten Herren Redakteuren für ihre Beurteilung derselben. Nichts für ungut!

Goethe-Feinde um 1830.

Von Ernst Jenny.

Wer einen köstlichen Edelstein besitzt, der wird nicht müde, ihn von allen Seiten zu betrachten, von allen Seiten das Licht auf ihn fallen zu lassen, ja er wird ihn vielleicht sogar im Dunkeln hervorziehen, um seine Leuchtkraft zu erproben.

Wer Goethe liebt, dem geht es ebenso. Der Meister hat so viele Zweige menschlicher Thätigkeit mit so außerordentlichem Erfolge umfaßt, sein Leben so weise und kunstvoll geführt, daß seine ganze Persönlichkeit zu immer erneuter Betrachtung auffordert. So ist denn auch das geringfügigste Gespräch, das sein Bild nach einer Richtung hin vervollständigt, die kleinste Begegnung, wie so viele Zeitgenossen sie uns freudig aufbewahrt haben, von Bedeutung.

Aber warum sollte nur das Bild dessen interessant sein, dem Verehrung und Pietät die Feder geführt? Warum sollten nicht auch die Gegner und Hasser zum Worte kommen?

Der alte Goethe selbst hat diese Forderung für litterarisch berechtigt anerkannt. Als Barnhagen von Ense im Jahre 1823 sein Buch „G. in den Zeugnissen der Mitlebenden“ herausgab — es waren dies lauter wohlwollende Zeugnisse —, da meinte Goethe, nun solle man auch die mißwollenden zusammenstellen. An solchen fehlte es nicht.

Wer sich einmal Goethes Briefe in der Weimarer Ausgabe des näheren angesehen hat, der weiß, wie ungeheuer groß der Kreis seiner litterarischen und freundschaftlichen Beziehungen war, und zwar nur der Beziehungen, die er unterhielt; von den vielen kleinen und großen Verehrern nah und fern, die nach der Erzählung des Kanzlers von Müller in den wunderlichsten Fällen, z. B. einer Heirat, einer Kollekte, der Wahl eines Berufs oder eines Hausbaues wegen sich vom Meister Rats erholen wollten oder die ihn mit poetischen Versuchen belästigten, nicht zu reden. Neben großen Zentren der Goetheverehrung, wie Berlin, wo der Hegel'sche und der Barnhagen'sche Kreis mächtigen Lärm machten, gab es schon zu Lebzeiten des Dichters da und dort Stimmen, die sich leise und laut gegen ihn erhoben. Die Hengstenberg'sche Kirchenzeitung betrachtete es als ihre Pflicht, gegen ihn zu donnern; der bekannte Pustkuchen versuchte sich in falschen Wanderjahren; Knapp sprach in seiner Christoterpe das Anathema über ihn aus; andere wie Suckow und der Breslauer Theologe Rehberg suchten ihm sonst beizukommen; doch das sind alles nur kleine Propheten. Goethe hat sie selbst, soweit er sie erlebt hat, nicht anders eingeschätzt:

„Hat jeder Walfisch seine Laus,
Muß ich auch meine haben.“

Aber schon zu Ende der zwanziger Jahre traten Männer auf den Plan, deren Feindschaft kraft ihrer Stellung in der litterarischen Welt mehr bedeuten wollte, deren

Polemik seit der Julirevolution immer mehr Zustimmung fand, weil, wie Heine sagte, die Kunstperiode vorüber war.

Es handelt sich im folgenden um die Goethefeinde Börne, Menzel, Heine und den von der herkömmlichen Litteraturbetrachtung zu einer Koterie gemachten Bund des „jungen Deutschlands“. In einer längst vergessenen Geschichte der deutschen Litteratur von Heinrich Laube, einem vielgelesenen Aufsatz Viktor Hehns und einem oft geschmähten Buche von Joh. Proelß über das junge Deutschland sind sie schon zusammengestellt; in der ersten unvollständig, im zweiten scharfsinnig, aber etwas summarisch beurteilt, im dritten an verschiedenen Stellen ausführlich und im ganzen gerecht behandelt, aber ohne vollständige Verwertung der Zeugnisse. Ich möchte sie so, wie sie die gemeinsame Gegnerschaft zusammengeführt hat, zu einem Gruppenbilde vereinigen. Im Vordergrund stehen ehrlich und kampfbereit die Wortführer Börne und Menzel; etwas abseits steht in zweideutiger Haltung Heinrich Heine; er ist, wie die Darstellung zeigen wird, der Gegner in Handschuhen. Hinter Heine und Menzel sehen wir Heinrich Laube und Karl Gutzkow; sie haben gleichsam nur den ersten Akt dieser Protestversammlung gegen Goethe mitgemacht und wenden sich zum Gehen, es drückt sie etwas wie Undank. Entschieden abgewandt hat sich schon, seine „ästhetischen Feldzüge“ in der Hand, der kraftvolle Wienberg; er hat das Gefühl, nicht hierher zu passen. Halb versteckt zeigen sich im Hintergrunde einige weniger bedeutende Gesellen, deren Anwesenheit nicht viel zu sagen hat; ich übergehe sie. Ganz hinten im Rahmen der offenen Thür entdecken wir noch einen zünftigen Professor: Gervinus. Als Mann der Wissenschaft darf er nicht hinein in das Gezänke der Litteraten, aber ein grämlicher Zug um seinen Mund zeigt an, daß er bei manchem der behandelten Paragraphen gerne mitsprechen möchte.

Die hier erhobenen Vorwürfe zeigen Goethe in einem neuen Lichte; aber wie die meisten Urteile uns ebenjoviel aussagen über die Person des Urteilenden als den beurteilten Gegenstand, so auch bei den Goethefeinden. Ihre Gegnerschaft gegen Goethe ist ein wesentlicher Beitrag zu ihrer eigenen Biographie.

Der erste Angriff ging von Börne aus.

Aus der Ferne besehen, weist Börne eine Anzahl Züge auf, denen zufolge man glauben könnte, er müsse ein Freund Goethes sein. Seine Wahrheitsliebe geht so weit, daß er einen eigentlichen Kampf führt gegen den Gebrauch hohlgeordener, entwerteter Worte, einen Kampf, den Goethe zuerst geführt hat, wie die bekannten Stellen aus dem Faust und andere in den autobiographischen Schriften beweisen. Beide sind enig im Lobe Byrons, beide sind Gegner der neuen altdutschen Kunst, beide haben sich durch die starre und schwerfällige Art des deutschen Volkes oft aufbringen lassen — hier hat aber die Ähnlichkeit auch schon ihr Ende erreicht. Während Goethe sich wie ein zürnender Vater benimmt, da wo er sein Volk schilt, gerät Börne bald in ein böses, schmähfüchtiges Wesen. Tritt man gar seinem Leben und seinem ganzen schriftstellerischen Charakter näher, so gewahrt man mit erschreckender Klarheit, wie eine solcher Gestalt in absteigender Linie sich entwickelnde Persönlichkeit mit Goethe nicht nur nichts gemein, sondern für ihn auch keine Liebe und Bewunderung haben kann.

Schon das Äußere ihrer Lebensgewohnheit weist auf eine grundsätzliche Verschiedenheit. Goethe, selbst ganz Natur, liebt die Stille, die ländliche Umgebung; diese Leidenschaft hat ihn sogar für einige Zeit zum Mittergutsbesitzer in Oberroßla gemacht. „Das Dorf Weimar“, wie Schiller zu sagen pflegte, war ihm gerade groß

genug; in Frankfurt fühlte er sich schon 1797 in einem zu großen Taumel (laut Brief an Schiller), da konnte keine Stimmung aufkommen. Anders Börne. Ihm ist erst in Paris wohl, im Zentrum flüchtiger Anregungen und Zerstreuungen aller Art. Nach einer kleinen Entfernung aus der Weltstadt klagt er, daß er eine Menge verpaßt habe, daß er nicht einmal das Neueste des Tages bewältigen könne, daß er für alles Merkwürdige tausend Augen und Ohren brauche u. s. f. Und so auch bei der Arbeit:

Goethe, dem Tag mit seinen Neuigkeiten abgewandt, planvoll, langsam, alles sorgfältig vorbereitend; Börne in einen Haufen Zeitungen vertieft, da und dort Brauchbares zusammenlesend, in seinen Artikeln immer flüchtiger, hier und da ein geistreiches Licht aufsetzend.

Und so litterarischen Gegnern gegenüber:

Goethe polemisiert nicht gern, Börne aber kümmert sich in den Pariser Briefen um alle, auch die kleinen Einwände seiner Gegner.

Börne, der Jude, ist nicht so restlos in der deutschen Nationalität aufgegangen, daß er die Summe der schönsten deutschen Eigenschaften, wie sie Goethe verkörperte, verstehen konnte.

Und nun seine Vorwürfe!

Im Jahre 1830 bekannte Börne einmal, er glaube nicht, seine Abneigung gegen Goethe früher schon deutlich gezeigt zu haben; sie sei aber von je so stark und tief in ihm gewesen, daß er es für rein unmöglich halte, daß sie nicht früher schon hier und da durchgeschimmert habe. In der That enthalten schon seine frühesten Aufsätze einzelne feindselige Stellen. Aber es ist eine Selbsttäuschung, wenn er meint, sein Haß sei immer derselbe gewesen; er hat sich, wie seine radikale Politisierwut, stets gesteigert bis zur tollsten Gehässigkeit.

Als Frankfurter Theaterkritiker hat er es 1821 noch tief beklagt, daß Götz und Egmont nicht über die Szene gingen, und der Darmstädter Bühne die Aufführung des Tasso hoch angerechnet; er schmäht die Frankfurter, daß sie noch kein Standbild errichtet haben; wenn er auch Goethe gelegentlich den Stil abspriecht und junge Schriftsteller auffordert, ehrlich zu sagen, wie sie eigentlich von Goethe dächten, so liegt in all den Äußerungen noch etwas von einer theoretischen Wertschätzung; er sieht die sich erhebende Opposition lediglich als ein Zeichen der Zeit an.

Nach der Julirevolution ist das alles ganz verändert. Da fällt er im Tagebuch aus Frankfurt und Soden und in den Pariser Briefen sowie der Besprechung von Bettinas Buche mit einer verblüffenden Leidenschaftlichkeit über alles her, was Goethes Namen trägt. Es lohnt sich wahrlich nicht, ausführlich alle seine Vorwürfe zu wiederholen; ich stelle deshalb aus den zahlreichen Zeugnissen nur das Wichtigste zusammen.

Zuerst quält ihn Goethes Freundschaftsbund mit Schiller; er vermißt in ihren Briefen den Wig (natürlich er, Börne, der sich seinen Gedankengang oft von einem Wig anweisen läßt, und dann geht es auch über Stock und Stein); er ärgert sich über ihren Tadel am deutschen Volke, sie hätten es nicht geliebt, sie hätten nichts für es gethan. Dabei merkt er nicht, wie viel beleidigender seine Schmähungen auf die deutsche Nation sind, als die harten Worte der beiden Freunde, die doch meist nur dem Litteraturpublikum gelten. Dann geht es im besonderen über Goethe her. Sein gegenständliches Denken, seine Sachdenklichkeit wird mit billigem Wortwitz in Schwachdenklichkeit verkehrt; sein Objektivieren der Empfindungen bespöttelt Börne, ohne sich

dabei zu erinnern, wie er andern Orts mit verstiegenem Wig prahlt, nie eine Empfindung auszudrücken, ohne vorher „von der heißen Dachkammer des Gefühls in den Eiskeller der ruhigsten Besonnenheit hinabgestiegen“ zu sein. Goethe wünsche, daß man alle seine Werke kenne, er wolle in Bausch und Bogen bewundert sein; daß er König Ludwig von Bayern gegenüber den Mut gefunden habe, zu sagen, Schiller würde unter so hoher fürstlicher Protektion länger gelebt haben, sei eigentlich gar kein Mut, sondern ein Zeichen von Alterschwäche; daß er nur für seine Schriften um Schutz gegen Nachdruck gebeten habe, das kann ihm Börne vollends nicht verzeihen. Soweit eine erste Periode. Dann kommen die Werke:

Den westöstlichen Divan konnte Börne nur mit Verstand lesen, nicht mit dem Herzen, überhaupt hat er seit dem Werther nichts mehr mit dem Herzen erfassen können (was sollte auch die Frankfurter Judengasse anderes in Börne ausgebildet haben als den Verstand? wurde mit einigem Recht schon gefragt). Dann zieht er zu Felde gegen den Großophtha, die Epigramme der schlesischen Reise, die anatomischen Studien, die Campagne in Frankreich, wo Goethe nicht einmal ein klein wenig politisiert habe, gegen den Bürgergeneral, die Aufgeregten, gegen die natürliche Tochter, er wolle sie im Juli wieder lesen, wenn man „Gefrorenes“ liebe. Dann folgen wieder Vorwürfe allgemeiner Art: Goethe sei unnahbar, kalt, teilnehmend, aber nicht teilgebend, ein zahmer Fürstendiener, der von den lebenden Fürsten und dem ihm bewiesenen Wohlwollen mit Verbeugungen spreche, der sich vor der französischen Revolution fürchte, weil seine Mutter in Frankfurt ein Häuschen besitze, der sich vor den Wogen der Zeit in das entlegenste Litteraturgebiet flüchte; er sei der gereimte Knecht wie Hegel der ungereimte. Sein Verhältnis zu Revolutionäremännern wie Reichardt wird bemängelt, seine Stellung im Fichtehandel streng kritisiert; Goethe sei anmaßend und pedantisch, er beschränke, verhindere das Selbstdenken, er sei nur ein Gefell, der Gefellen anziehe, aber keinen Meister bilde, er begünstige mittelmäßige Schriftsteller, um sich und seine Nachbeter im Gleichgewicht zu erhalten.

Wenn es als ein besonderes Kennzeichen des Philisters gilt, an Neigungen und Lebensgewohnheiten anderer zu mäkeln, nur deshalb, weil er sie nicht teilt, so zeigt sich Börnes ganze Philisterhaftigkeit auch im folgenden: Er nimmt dem alten Goethe das langsame, leise, ruhig-kalte Sprechen übel, nimmt ihm übel, daß er einige Jahre lang keine Zeitung angesehen hat, daß er die Anredeform „Ew. Wohlgeboren“ braucht und daß er sich zum Diktieren seiner Briefe einen Schreiber hält.

Auch der Stil ist ihm nicht recht: die holländische Reinlichkeit darin, die aufgenötigte, tyrannische Ruhe wird getadelt; ja, Börne warnt an einer anderen Stelle junge Dichter geradezu davor, „an ihren Werken jene steinerne Ruhe Goethes herauszuarbeiten.“ Besonders heftig wird er auch in der Besprechung von „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“. Nicht allein, daß er den Schutzredner von Bettinens unerwidert gebliebenen Liebe macht und Goethe dafür hart anläßt; nein, die aller-schärfsten Dinge läßt er folgen. Goethe habe nur verstanden, was tot war, darum habe er alles Leben getötet. Keiner weine an seinem Grabe; denn er sei ja nur ein Dichter der Glücklichen gewesen. Da ist die Rede von seiner Engherzigkeit und Philisterei, von seiner erhabenen Schlafmühenhaftigkeit; er sei ein Stabilitätsnarr, dessen Religion die Bequemlichkeit; einzig in seinen Liedern sei er groß und vollständig.

Und diese Angriffe setzen sich fort, versteckt oder direkter bis in die spätesten Pariser Briefe und die französischen Schriften hinein, in denen Goethe namentlich zu Gunsten Ahlands herabgedrückt wird. Die Abneigung ist so tief, daß in den Aphorismen über dies und das, bei ganz heterogenen Gegenständen, Goethe zu irgend einem gehässigen Vergleich herangezogen wird. Da wird er „eine Gartenmauer mit Spalier, aber undurchsichtig und im Wege“ genannt; da ist die Rede bald von seiner kunstschmausenden Behaglichkeit, bald von seiner beispiellos engen Hofbeschränkung, von seiner aristokratischen Verstocktheit, von seiner heraklesartigen Omphaleknechtschaft, einmal wird geradezu das biblische Gericht des jüngsten Tages nachgeahmt und schließlich Goethe jeder geniale Zug abgesprochen: er sei ein Talent, das jahrelang die Handschrift des Genies nachgemacht habe. —

Es muß eigentlich auffallen, daß unter all dem Vorgebrachten keine einzige wirklich kritische Auslassung ist, die eine schwache Stelle irgend eines Werkes betreffe. Die Revolutionsdramen namentlich, auf die Börne den Finger legt, hat noch kein Mensch als Meisterwerke erklärt. Börnes Abneigung ist also keine ästhetisch begründete, sondern eine rein persönlich menschliche.

Ihm schwebt eben Jean Paul vor; der hindert ihn — neben den Hemmnissen seiner Herkunft und seiner Bildung — daran, Goethe zu verehren. Seine Denkrede auf Jean Paul ist etwas vom Allerbesten, das er geschrieben hat. Wir werden auch später noch diese heutzutage kaum mehr begreifliche Thatsache konstatieren können, daß bei vielen Leuten der Abgott Jean Paul einer richtigen Wertschätzung Goethes im Wege steht. Wer erkennen will, was noch in den zwanziger Jahren und später Jean Paul der Menge galt, der lese Gervinus' Selbstbiographie; wie schwer wurde es diesem doch durchaus nüchtern veranlagten Manne, sich von Jean Pauls Einfluß zu befreien. Die Liebe Börnes zu Jean Paul war auch gar nicht unpraktisch. Gukow hebt mit Recht in seiner Lebensbeschreibung Börnes hervor, daß für den Publizisten bei Jean Paul eben verwendbare Gedanken nur so herumlagen, während bei Goethe alles geformt, gegossen und fertig sei. Ja, Börne gesteht selbst, Jean Paul sei ein wahres Harzgebirge und Potosi edler Metalle, die, gemünzt, die Bijouterieläden vieler deutschen Schriftsteller füllen würden. Damit hat er seine Art zu arbeiten gekennzeichnet.

Noch mehr aber als Jean Paul trennt ihn von Goethe die Politik. Goethe hat sich zur Politik nicht berufen gefühlt, deshalb hielt er sie von sich und sich von ihr fern.

„Was Euch das Inn're stört,
Dürft Ihr nicht leiden.“

Wie bescheiden er darüber dachte, hat er in den Jahren 1824—32 öfter deutlich genug zu Eckermann kundgethan. Puscherei in politischen Dingen war ihm ein Eckel. Den zuerst liebenswürdigen Publizisten Börne hat aber die Politik schließlich aufgefressen. An alles legt er seine rein politischen Maßstäbe. Und da er nun die Reime einer neueren Zeit schon bemerkte und sich als ihren Herold ansah, fing er an, Goethe mit Bewußtsein als Vertreter einer vergangenen zu bekämpfen; das junge Deutschland, das Litteratur und Leben verbinden wollte, glaubte er durch Goethes Größe niedergehalten; da geriet sein Blut in Wallung, wie immer, wo es sich um Unterdrückung handelte.

* * *

In manchem ähnlich und doch wieder von ganz anderem Schlag ist der Goethehaß Wolfgang Menzels. Er knüpft an ein Jugenderlebnis an, das Gukow uns in den „Rückblicken“ auf sein Leben erzählt. Menzel war einst mit anderen als Student von Jena aus im Theater zu Weimar. Bei einem plötzlich entstandenen Streit wurde die Störung so stark, daß Goethe aus seiner Proszeniumsloge heraus Ruhe gebieten mußte. Das konnte Menzel nie verwinden. Thöricht genug gesteht er, von da ab datiere sein Widerwille gegen den Dichter. Menzel begann seine Angriffe in den „Europäischen Blättern“ der Jahre 1824 u. f. auf schweizerischem Boden. Seit 1825 befand er sich in Stuttgart und wurde bald Redakteur des Litteraturblattes zum Morgenblatt. Hier setzte er seine Angriffe fort. Systematisch zusammengestellt erschienen sie dann in dem größeren Werk von 1828 „Die deutsche Litteratur“.

Der bekannte Raupach, der, nach Treitschkes Ausdruck, von der Bühne herab dem Berliner Publikum ein Kolleg in Jamben über staufische Geschichte las, war für ihn ein großes, poetisches Talent. Schiller als Verfechter des Rechts und der Freiheit ist dem alten Burschenschaftler besonders lieb; Tieck steht ihm neben Schiller, Goethe, Lessing und vereinigt die Vorzüge aller drei; er ist ihm der größte Komiker, der Vollender des philosophischen Romans, seine Novellen sind Platos Dialogen gleich zu achten; Görres hat nach ihm den würdigsten philosophischen Stiel; Jean Paul ist ihm der ewig Einzige und Unvergessliche. . . . Alle diese Urteile mitsamt demjenigen über Raupach nehmen wir ihm nicht übel, hat doch selbst ein Hegel Raupach begünstigt; — aber sie sind doch alle bezeichnend dafür, wie wenig der Mann über seine Zeit und das, was nur ihr angehörte, hinausjah. Was er etwa im ersten und zweiten Teil seines Hauptwerks Lobendes von Goethe sagt, das nimmt sich aus wie ein captatio benevolentiae. Von der Einteilung des Buches eine Idee zu erwecken, habe ich vergebens lange nach einem passenden Vergleich gesucht; wenn es die Zeit gestattete, sollte ich sie schon der Kuriosität wegen kurz skizzieren. Menzel schachtelt nämlich die ganze Litteratur nach eigens erfundenen Gattungen ein; daß man von dem Entwicklungsgang eines Dichters ein zusammenhängendes Bild erhalte, davon kann natürlich keine Rede sein. Goethe wird bald hier-, bald da-, bald dorthin geschoben und schließlich als Vertreter der modernen Poesie abgeschlachtet.

Eine lange Liste von Schmähs- und Schimpfreden! Auch hier erläßt mir der Leser die Aufzählung all dessen, was nicht eine positive Ausstellung enthält. Menzel sagt: die Goetheverehrung sei in Vergötterung ausgeartet, der greise Dichter stehe in seinem Nimbus da wie die Inkarnation der Poesie. Um sich in seinem Königtum zu erhalten, lobe er die Lobenden stets wieder. Er habe als Schriftsteller stets den Kindern der Zeit in allen ihren Vorurteilen und Eitelkeiten geschmeichelt. Daher einesteils seine Beliebtheit. Andernteils komme sie daher, weil er kein Genie, sondern nur ein Talent sei.

Und nun wird, mit Hilfe der bekannten Novallisfragmente über den Wilhelm Meister, das Wesen des Talents erörtert. Das Talent zeige sich in der Darstellung, in der Melodie des Stils, in der Magie des Vortrags, in der glatten, gefällig einfachen und doch mannigfaltigen Sprache. Es gefalle sich in der Vielseitigkeit, in der Virtuosität. Jede Empfindung, jeder Gegenstand gelte dem Talent nur, insofern es ihn darstelle. Es strebe nach Ruhm; es schmiege sich überall an, es liebe den beständigen Rollenwechsel. Das wird nun Zug um Zug an Goethe erhärtet.

Er habe alle Rollen vertreten; Rollen seien es auch nur gewesen, wenn er bald dem modernen, bald dem romantischen, bald dem antiken Kunstgeschmack gehuldigt habe. Er richte sich stets nach der Mode. Von Religion könne sich deshalb in seinen Werken nichts finden, denn sie, als das Innerste, sei am weitesten von der Maske bloßer Darstellung entfernt. Unterfinge man sich, aus seinen Werken alle Parallestellen über seine politischen Ansichten zusammenzustellen, so gäbe das eine nette Hanswurstjackete. Er sei ein Spiegel der modernen Welt; er brauche also nur sich selbst zu schildern. Für Schiller habe sich von jeher alles Edle in der Nation entschieden, für Goethe die herrschende Stimmung des Augenblicks. Seine Werke seien die Blüte des in der Welt herrschenden Materialismus. Sie zeigten seine Sinnlichkeit, Genußsucht, kurz den raffinierten Epikureer. Daher finde man den feinen Weltton bei ihm: im äußeren Anstand, in der Bornehmigkeit, in der heiteren, geselligen Maske, der Delikatesse, der scheinheiligen Bosheit.

Seine Helden seien Sultane im kleinen, zusammengesetzt aus Sentimentalität und Frivolität; er überzuckere das Laster, zeige unnatürliche Appetite. Und wie mit der Wollust stets Grausamkeit verbunden sei, so weide er sich dann auch an den geschilderten Leiden. Sein Talent aber sei so groß, daß er die Leser überrede; er usurpiere die Gemüter, er mache sie zu Mitschuldigen. In seiner späteren Zeit habe er die politische, die religiöse und philosophische Richtung nicht mehr bemeistern können, mit dem „Epimenides“ sei der Farbe hinter statt vor dem Heere hergezogen, nachdem er zu der Zeit geschwiegen habe, wo sein Wort ein Schwert gewesen wäre. Seit „Dichtung und Wahrheit“ habe er sich einen vornehm-offiziellen Kabinettsstil angewöhnt; seine späteren Werke seien Paradedstücke, übers Kreuz gefesselt von allen möglichen Rücksichten. Schließlich wird er noch mit Napoleon verglichen und der Universalerbe aller moralischen Revolutionen genannt, wie Napoleon der der politischen gewesen sei, ein Universalerbe von spanischer Grandezza im väterlich-deutschen Schlafrock, der mit der Unschuld des Jahrhunderts gespielt habe, wie Faust mit Gretchen. Das Urteil gipfelt etwa in dem Ausdruck: Goethe sei zuerst ein Schmetterling, dann ein Papst gewesen mit dem einzigen Gefühle der Ehrfurcht vor sich selbst.

In einem Anhang bespricht Menzel dann noch in herkömmlicher Weise die Gattungen der Poesie; in den Kapiteln „Lyrik“ und „Drama“ wird der Name Goethe kaum genannt; im Abschnitt „Epos“ im Hinblick auf die Wahlverwandtschaften von einem abgestandenen Sumpf gesprochen, worin alle Fauche des großen Seelenklinikums zusammengelassen sei.

Man sieht, Menzels bornierte Vorwürfe sind schon bedeutend faßbarer als die allgemeinen Beschimpfungen Börnes. Beide Angreifer ähneln sich in der Ansicht vom Talent Goethes. Wenn aber Menzel an einer Stelle von Leuten spricht, die Goethe verunglimpfen, wo er es nicht verdiene, so rettet er damit den Schein der wissenschaftlichen Kritik für sich nicht, und wenn er sagt, er mache sich nicht an, von Goethe zu verlangen, er hätte anders sein sollen, als ihn die Natur habe werden lassen, so wirkt das eigentlich komisch. Und wenn er gar noch feierlich Platos Worte gegen den Homer anführt und meint, es bedürfe eines Plato, um die Wahrheit über Goethe mit derjenigen Mäßigung und Feinheit zu sagen, die die dem Dichter gebührende Achtung heiße, so gesteht er damit, naiv genug, daß er ein zwar ehrlicher, aber grober Flegel ist, der die burschikose Sprache des Turnplatzes mit in die Redaktionsstube genommen hat,

und daß Goethe eben doch Achtung gebührt. Überhaupt kann man heute, bei aller Entrüstung, Menzels Buch nicht ohne herzhaftes Lachen lesen; man denkt stets an den Kapuziner aus Gottfried Kellers nachgelassenen Schriften, der sich nach seiner Predigt die Stirne trocken und triumphierend ausruft: „Denen hab' ich's wieder einmal gesagt; Frau Wirtin, eine Wurst her!“ Börne aber wußte, als er mit Menzel noch nicht in Streit geraten war, über dessen Machwerk nichts Gescheiteres zu sagen als: „M. Menzel a donné l'exemple d'une rare impartialité!“

Ungleich schwerer als Börne in seiner giftigen und Menzel in seiner hagebüchernen Feindschaft ist Heinrich Heine in seinem Verhältnis zu Goethe zu fassen. Daß ich ihn überhaupt unter Goethes Feinde zähle, mag manchem wunderbar erscheinen, der sich daran erinnert, wie Heine Goethe in den Reisebildern und in dem Aufsatz über die romantische Schule preist, der sich imponieren läßt durch den „wunderbaren Schmerz“, den Heine bei des Meisters Tode will empfunden haben. Man muß sich dadurch nicht irre machen lassen, daß Goethe für Heine gleichbedeutend ist mit der Wiederherstellung eines weltfreundigen Hellenismus; Stellen, wie die aus den Reisebildern: „Die Natur wollte wissen, wie sie aussah, und sie erschuf Goethe“, sind ja bestechend.

Heine war durch seine Mutter und den Berliner Kreis zur Goethereverenz erzogen, wie alle Heinebiographen melden. Er hat dann als Student Goethe besucht. Da muß es merkwürdig zugegangen sein, die Berichte lauten verschieden. Aber gerade, was der eitle Heinrich Heine verschweigt, Maximilian Heine aber berichtet, möchte ich als Wahrheit beanspruchen. Goethe habe Heine gefragt, woran er eben jetzt arbeite; Heine: „Erzellenz, an einem Faust!“ Goethe: „Haben Sie weiter keine Geschäfte in Weimar, Herr Heine?“ Worauf sich Heine schleunigst empfohlen.

Heine war um seine eigene Geltung viel zu besorgt, um seinen Haß offen und direkt auszusprechen. Wohl rügt er Goethes kalten Unbarm an den Romantikern, die ihn doch auf den Schild erhoben hätten — was ungefähr dasselbe ist, wie wenn man einen der Inkonsequenz beschuldigt, nur weil er aus einer besseren Erkenntnis heraus einen Irrtum ablegt —, wohl wirft er ihm Begünstigung der Mittelmäßigkeit, Indifferentismus, Tyrannei, Angst vor jedem Originalschriftsteller vor, nennt ihn das Zeitablehnungs-genie, das mit seiner Marmorkälte nicht zur That begeistere, kann aber doch seinem Erschrecken über Menzels Goethehaß nicht genug Ausdruck geben und sagt, etwas Kourtoisie wäre doch am Plage gewesen. Daneben bekennet er, der Meid habe ihn zum Gegner Goethes gemacht. Hält man das alles zusammen, so fühlt man sich versucht, seinen Lobpreis Goethes nirgends mehr ernst, sondern überall als bloß forcierte Kourtoisie zu nehmen. Von hier mutet einen dann auch der eben erwähnte Ausdruck aus den Reisebildern nur wie eine widerwärtige, forcierte Schmeichelei an. Professor Walzel in Bern hat sich in verschiedenen Artikeln mit diesem Problem abgegeben. Aber bei einer so schillernden Persönlichkeit wie Heine kommt man schwer über die Widersprüche hinaus. Viktor Hehn nimmt einen Brief Börnes zu Hilfe, in dem es heißt, Heine liebe Goethe ebensowenig wie er, Börne, selber, streiche ihn aber heraus, um den Berlinern den Hof zu machen. Dabei übersieht aber Hehn, daß zur Zeit der Abfassung des Briefes das Verhältnis zwischen Börne und Heine schon sehr locker war, und daß somit Börne nicht zu trauen ist. Es lautet, als wolle er schadenfroh von Heine sagen, er sei ja in der gleichen Verdammnis. Heine hat einmal an seinen Freund Moser geschrieben: „Mit Shakespeare kann ich gar nicht umgehen, ich

fühle nur zu sehr, daß ich nicht seinesgleichen bin.“ So wird es wohl auch mit Goethe gewesen sein.

Von Börne und Heine zieht sich eine Verbindungslinie hinüber zu der Gruppe junger Männer, die man „das junge Deutschland“ nennt. Sie bilden diejenige Partie der neueren Litteraturgeschichte, über die bis heute im größeren Litteraturpublikum noch dunkle Vorstellungen herrschen, der sehr schwer gerecht zu werden ist, und der auch z. B. H. von Treitschke mit seinen leidenschaftlichen Sympathien und Antipathien durchaus nicht gerecht wird.

Diese jungen Männer stehen nach zwei Seiten hin zu Goethe in einem bedeutenden Gegensatz. Einmal lehnen sie sich an Börne und Heine an und suchen Börnes Gedanken, Litteratur und Leben in engeren Kontakt zu bringen, zu verwirklichen, sie wollen eine Revolution in der Litteratur; somit müssen sie Goethes Gegner sein. Die Litteratur, die sich um Goethe als ihren Kern zu bilden droht, ist ihnen ein Zeichen des Stillstandes; in Büchners Taschenbuch auf 1837 heißt es mit Beziehung darauf: „Wir brauchen keine Schildknappen, wir brauchen Ritter in der Litteratur“, und ferner ist dort die Rede vom Geiste einer neuen Zeit, der zu Goethes Füßen murre und an seinem Throne herum schnüffele. Mit der Tendenz auf das praktische Leben wird aber auch der ganze künstlerische Charakter der Gruppe antigoethisch.

Goethe erlebte und gestaltete dann das Erlebte; er schrieb nur, was ihm „auf die Nägel brannte“, er hat es immer wieder betont, er achte das Leben höher als die Kunst, so in den Gesprächen zu Eckermann, so in den Notizen zum Divan. „Eh' er singt und eh' er aufhört, Muß der Dichter leben.“ (Div. Moganni Nameh. „Dreistigkeit.“) Die Jungdeutschen wollen erleben; das ist eine immerwährende Selbstschau und Bespiegelung, ein fortwährendes Trachten nach litterarischem Ausmünzen des eigenen Lebens. „Man darf nicht im Erlebnis nach sich hinblicken, jeder Blick wird da zum bösen Blick,“ sagt Nietzsche.

Guzkow schreibt reflektierte, skeptisch-grüblerische Romane wie „Seraphine“ und „Wally die Zweiflerin“, Laube Reizenovellen und Anderes mit wilderotischen Ingredienzien, die nur seiner wuchernden Phantasie entstammen. Insofern Goethe sich über gewisse Schranken der Sitte hinwegsetzt, also ihrem Heine gleicht, ist er ihnen recht; anfänglich feiern sie ihn als sittlichen Befreier. Aber sie machen nicht nur darum Goethe ein stellenweise freundliches Gesicht, wie Viktor Hehn meint; auch steht es mit der Goetheverehrung im Publikum der späteren dreißiger Jahre nicht gar so schlimm, wie er an die Wand malt, so daß sie fortwährend abnahme bis zum Jahre des Tiefstandes 1848. Im Gegenteil muß, wer sich mit den Schriften der Jungdeutschen näher befaßt, zugeben, daß, was sie für Goethe übrig haben, in dem Maße zunimmt, als sie von Börne und Heine frei werden. Darüber liegt reiches Material vor.

Zunächst hören wir, von Guzkow vornehmlich, die gleichen Anklagen, gleich fast bis auf den Wortlaut. Guzkow hat als Jüngling Menzels Litteratur verschlungen, hat auf der Reise nach Stuttgart Börnes Briefe aus Paris gelesen und ist mit Jean Paul in der Tasche spazieren gegangen. Bald aber erfolgt ein Rückschlag. Guzkow wird auf die sog. Denunziation Menzels hin 1835 zu Mannheim eingekerkert. Dort schreibt er gegen seinen ehemaligen Freund und Chef Menzel und schreibt zugleich ein Büchlein: „Über Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte“. Zuerst trieb ihn wohl nur sein menzelseindlicher Sinn zu Goethe; bald aber wurde seine Wendung

eine aufrichtige Bekerung. Er sucht in seiner Schrift auf Grund reicher Belesenheit, auch in den Briefen, Goethes Individualität gerecht zu werden; die Vorrede bekennend unumwunden den polemischen Zweck: für Goethe. Freilich sichert auch später noch hier und da etwas von der alten Feindschaft durch. In dem späten Buche „In bunter Reihe“ finden sich Ausdrücke wie „Vornehmthuerei“ und „Geheimeratslitteratur“ und sind ihm z. B. die Wahlverwandtschaften „gar zu behäbig geschrieben“. Im ganzen ist aber doch aus Saulus ein Paulus geworden.

Laube vertieft sich, während er in Untersuchungshaft sitzt, ebenfalls in Goethes Werke. Das war sein Trost, als er monatelang keinen Sonnenstrahl erblickte. Beide rücken ihn in ihren späteren Litteraturblättern in den Mittelpunkt, und Laube behandelt ihn in seiner Litteraturgeschichte von 1840 würdig; einzig bei den Wanderjahren wird er scharf. Am gleichen Orte findet er auch treffende Worte für Börnes und Menzels Vandalismus.

Die kleinen Anhänger des jungen Deutschlands, wie Theodor Mundt und Gustav Schlesier, übergehe ich, obschon auch von ihnen etwas zu sagen wäre.

Am 2. Dezember 1835 hieß es in den Blättern für litterarische Unterhaltung: „Das junge Deutschland hat nun wenigstens ein Individuum aufzuweisen, das einige Stücke auf den alten Goethe hält.“ Dieses Individuum war Ludolf Wienbarg.

In seinen der polizeilichen Zensur wegen zum Teil sonderbar betitelten Büchern stellt er den jungen Goethe sehr hoch. Er steht allerdings sehr unter dem Einfluß Heines; das macht, daß er an den Hauptwerken mehr zu entschuldigen, als zu loben und zu rühmen findet. Seit einigen Jahren hat sich die Litteraturforschung auch Wienbarg wieder energisch zugewendet und hat in seiner Aesthetik doch merkwürdig viel Anknüpfungen an Goethe, vorab in der Ansicht über Zusammenhang von Kunst und Leben, gefunden. Wienbarg scheint sich den aus dem 29. Band der Hempel'schen Ausgabe bekannten kleinen Aufsatz Goethes „Für junge Dichter“ ganz zu eigen gemacht zu haben.

bleibt noch übrig Georg Gottfried Gervinus, der in seiner 1836 erschienenen Schrift „über den Goethe'schen Briefwechsel“ die ersten Studien zu der späteren Litteraturgeschichte veröffentlichte. Auch hier die alten Vorwürfe; nur daß bei diesem Manne der Wissenschaft sich gewisse Dinge noch kleinlicher ausnehmen als bei den übrigen Gegnern. Sogar an der recht hübsch und patriarchalisch klingenden Brieffschlußformel des alten Goethe: „Und so fortan Ihr . . .“ mäkelte er herum.

Beinahe alle die genannten Gegner Goethes sind nachher unter sich bitter in Streit geraten und haben sich gegenseitig verkezert. Die Protestversammlung gegen Goethe ist vollständig auseinandergestoben. Gegen den größten Schreier, Menzel, zog 1840 David Friedrich Strauß zu Felde. Am wichtigsten aber hat Heine Menzel hergenommen. Er vergleicht ihn und seine willkürlichen Spaziergänge auf dem Gebiete der Litteratur mit einem Botaniker und dessen botanischen Exkursionen. Menzel, meint Heine, sei ein Litteraturbotaniker, der über die größten Eichen „Witze reißt“ und sich freundlich-milde zu einigen besfreundeten Wiesenblümchen der Litteratur herabneige. —

Zum Schluß noch zwei Fragen:

Wie verhielt sich denn das große Publikum und wie verhielt sich Goethe zu dieser Polemik?

Das Publikum wohl genau nach dem Spruch:

„Gern hören wir allerlei gute Lehr',
Über schmähen und schimpfen noch viel mehr!“

Denn Menzels Einfluß auf die große Masse war gewaltig; dazu ließ ihm seine moralische Entrüstung einen flotten Stil und Schwung, der empfängliche Gemüter mitreißen mußte; außerdem hat sein Schematismus wirklich etwas Faßliches; es paßt auf ihn das Wort des Polonius aus Shakespeares Hamlet: „Ist dies schon Tollheit, hat es doch Methode!“

Ihn und sein Publikum hat dann Franz Grillparzer grausam verhöhnt:

„Als Wickelkind auf Menzels Arm
Flößt er mit ekkem Eifer
In's Mäulchen dir den Musenpapp,
Vermischt mit seinem Geifer.“

Goethe selbst aber ging in seiner durchaus positiven Natur aller Polemik möglichst aus dem Wege. Die Anfeindungen mußten ihn betrüben, so weit er sie erlebte, weil er wie alle Menschen tief anerkennungsbedürftig war; aber er verhielt sich ruhig. In dem zu Anfang zitierten Artikel über Barnhagens „Zeugnisse“ sagt er: „Ich bin mir bewußt, daß ich niemals unmittelbar gegen Mißwollende gewirkt, sondern daß ich mich in ununterbrochener Thätigkeit erhalten und sie, wiewohl angefochten, bis ans Ende durchgeführt habe.“ Und der Kanzler von Müller bestätigt das ausdrücklich in seiner Erfurter Gedenkrede. —

Heute ist es nicht mehr nötig, Goethe gegen all die Vorwürfe in Schutz zu nehmen. Wenn Menzel und Konsorten meinten, mit ihrem Geschrei den Strom der Goetheverehrung zu unterdrücken, so gleichen sie auf's Haar jenem thörichten Menschen, der hinging und zu Donaueschingen die Hand über die Duellle hielt und frohlockend ausrief: „Hei, was werden sie sich in Wien wundern, wenn auf einmal die Donau ausbleibt!“

Goethe hat längst berufene Verteidiger gefunden. Das halb Kanzleihafte, halb Patriarchalische der Erscheinung des alten Goethe hat ebenfalls Franz Grillparzer schön entschuldigt:

„Der Schlafrock steht nur denen wohl,
Die früher den Harnisch getragen.“

Gegen die schwersten Vorwürfe der Unsittlichkeit, der Vaterlands- und Religionslosigkeit haben ihn Jakob Grimm und Dahlmann trefflich verteidigt. Jakob Grimm brannte am Schillertag 1859 das Herz, also daß er nicht von Schiller allein, sondern von Schiller und Goethe reden mußte; und der Historiker Fr. Christoph Dahlmann hat in einem fast vergessenen Artikel der hannoverschen Zeitung des Jahres 1833 ebenfalls herrliche Worte für den Dichter gefunden.

Goethe ist stets, wie im Leben, so auch nach seinem Tode ein heimlicher Wohltäter gewesen für den, der ihn heimlich aufsucht, von der Königin Luise von Preußen bis herunter zum alten Bismarck.

Und gerade in den Zeiten der heftigsten Anfeindungen hat es auch nicht an Männern gefehlt, die den Meister ernst und aufrichtig und ohne viel Lärm in der Stille verehrten und von Herzen einstimmten in das Wort, das der berühmte Thibaut bei Goethes Tode an seinen Freund Knebel schrieb:

„Mir ist, als ob die letzte Feder auf dem Libanon gefallen wäre.“

Daniel Sanders als Spruchdichter.

Von Otto Promber.

Trotz der glücklichen Wendung, die in unserer Litteratur eingetreten ist, fehlt es noch immer an scharfblickenden Persönlichkeiten, die sich die selbstlose und allerdings nicht gerade dankbare Aufgabe stellen, das Bedeutende unserer Kunst freimütig zu verkünden und noch unbekannte Talente, die einen genügenden Fond von Begabung besitzen, in die Litteratur einzuführen. Sonst wäre es nicht möglich, daß zwischen offenbaren Kräften sehr mittelmäßige Dichter an die Spitze kommen und wirkliche Könner, denen aber Geldmittel und Claqueurende fehlen, beiseite stehen müssen oder erst nach jahrelangen, oft unfäglichen Bemühungen zu einer bescheidenen Anerkennung gelangen. Auch unsere weitverbreiteten Unterhaltungsblätter könnten durch bessere Auswahl des einlaufenden Stoffes viel mehr dazu beitragen, aufstrebende echte Talente zu unterstützen. Leider aber beschränken sie sich darauf, nur „allgemein bekannte“ Namen in ihre Spalten einzulassen, mögen die gebotenen Leistungen auch manchmal sehr minderwertig sein. Sie sollten aber bedenken, daß die Jahre, wo prangende Namen im Publikum noch einen Schauer von Ehrfurcht erweckten, unwiederbringlich vorüber sind und unsere praktische Zeit hauptsächlich nur noch die Leistung im Auge hat. —

In den neunziger Jahren brachten die beiden Zeitschriften „Gartenlaube“ und „Schorers Familienblatt“ verschiedene Spruchreihen des bekannten und mit Recht geschätzten Sprachforschers Daniel Sanders, die gewiß manchen Sachverständigen zu einem Kopfschütteln verleiteten. Und mit Recht. Man sagte sich: Wie kann ein Blatt im Range der „Gartenlaube“ seinen Lesern solche mittelmäßige Verse vorsetzen, wo doch eine Überfülle an gutem und bestem Material vorhanden ist! Können denn unsere großen Unterhaltungsblätter nicht davon ablassen, um jeden Preis klingende Namen zu bringen, und muß denn nun durchaus ein verdienstvoller Gelehrter, wie Sanders, seinen wissenschaftlichen Arbeiten als „nette Zugabe“ oder „Kompott“ mittelmäßige Gedichte nachschicken?! —

Als die Daniel Sanders'schen Merksprüche in Buchform erschienen waren und ihre Reise durch die deutschen Zeitschriften machten, wurden sie sehr verschieden aufgenommen. Auffällig war, daß die Einen kein gutes Fleckchen an dem Buche ließen, während die Anderen ihr Lob verschwendeten. Vernünftige, sachverständige Rezensenten, die haarscharf Fehler und Vorzüge nachwiesen und nicht mit billigen Phrasen herumwarfen, vermiste man hier mehr als anderswo. Kurzum, die Sanders'schen Sprüche fanden eine sehr geteilte Aufnahme. Doch schon nach kurzer Zeit hatten sie sich derart eingebürgert, daß sie in einem großen Teile unserer Zeitschriften, Kalender und Sammelwerke wiederkehrten, bis man sagen konnte, Daniel Sanders gehöre zu den erfolgreichsten Spruchdichtern des Jahrhunderts. In Anbetracht dieses Umstandes sei die dichterische Leistung Sanders' einer kurzen Betrachtung unterworfen!

Die Sinnsprüche unseres Dichters verraten einen vornehmen, gediegenen Charakter in Bezug auf ihre moralische Bedeutung. Aber was wir an ihnen leider vermiffen, ist jene Grazie des Ausdrucks, jene Schönheit der Sprache, die heutzutage, wo beinahe jeder seinen Hausbedarf an Liedern und Sprüchen schafft, kein Dichter entbehren darf. Wir leben nicht mehr in der Zeit Rückerts und Julius Hammers, wo selbst ein ungelenkter Spruch für gut galt, wenn er nur einen brauchbaren Gedanken enthielt. Heute, wo wir über teilweise neue Ausdrucksmittel verfügen, und das Spruchgedicht, das Aschenbrödel von ehemals, begehrter denn je ist, verlangen wir schon etwas mehr. Daniel Sanders sagt:

Das ist die Gewalt des Rhythmus,
Daß unwillkürlich alles mitmuß.

Die Wahrheit dieses Spruches läßt sich nun freilich nicht bezweifeln; leider aber fehlte es unserem Dichter gerade an der „Gewalt des Rhythmus“, denn sonst hätte er derartige Reime, die höchstens auf die Dürre der arabischen Wüste gemünzt werden dürfen, nicht vom Stapel gelassen. Doch damit ich dem Verfasser Gerechtigkeit widerfahren lasse und den werten Leser nicht langweile, will ich ein paar bessere Beispiele Sanders'scher Spruchdichtung anführen:

Narrenschuhe trägt ein Jeder
Und sie sind von altem Leder,
So daß manchen von den Alten
Sie bis zu dem Grabe halten.

Sieh an die Welt, wie sich fast alle
Da lassen von den Thoren leiten!
Wer macht die Moden? Doch die Thoren;
Wer macht sie nach? Sind's die Gescheiten?

Wie unschön klingt im ersten Spruche am Anfang der 4. Zeile das „Sie“, wie überflüssig und störend ist im zweiten Spruch das „Da“! Und überdies, wie dunkel ist die Vorstellung der „Alten“, deren Narrenschuhe bis zum Grabe halten! Derartige Mängel findet man aber keineswegs vereinzelt, was ja noch angeht, sondern beinahe in jedem Sanders'schen Sinngedicht. Hin und wieder trifft man ja einen sehr glücklichen Vers (so zum Beispiel sind Zeile 3 und 4 des letztgenannten Spruches ganz prächtig), aber im großen Ganzen ist der Eindruck kein befriedigender. Unwillkürlich fragt man: Soll denn das schöne Sinngedicht, dem beispielsweise ein Bodenstedt seine besten Kräfte widmete, zu jeder Reimspielerei gut sein? Ist nicht eine gediegene Prosa besser als eine mühselig zusammengedrechselte Reimerei? Die Sanders'sche Wortflickerei, Satzverdrehung und Satzschachtelung ist umso bedauerlicher, als manchem der Verse wirklich ein origineller Spruchgedanke zugrunde liegt. Daniel Sanders arbeitete seine Sprüche zuweilen nach dem bekannten Muster aus, daß er die letzten beiden Zeilen eines Vierzeilers zuerst feststellte und dann die nötigen Worte zur Bildung des oberen Teiles herbeischleppte. Wo die Sache nicht klappte, rentte er die Satzglieder so lange aus und ein und schuf solche Verzerrungen, bis der Spruch endlich doch mit Ach und Krach und gebrochenen Versfüßen zusammenkam. Er hätte wissen sollen, daß das Sinngedicht, gerade wegen seiner Kürze, vor allen

anderen Dichtungsarten einer gediegenen, wohlhabgerundeten Form bedarf und eben infolge dieser Forderung zu den schwierigsten Arten der Dichtkunst zählt. Wie sehr konnte er sich seinen eigenen Spruch zu Herzen nehmen, der ihm ausnahmsweise vortrefflich gelungen ist:

Wie schreib' ich einen guten Stil?
So fragt den Meister der Gefelle.
Kein Wort zu wenig, keins zu viel
Und jedes an der rechten Stelle.

Einzelne Kritiker rügten s. B. an den Sanders'schen Sprüchen den Mangel an schlagfertigen Wit. Dies jedoch mit Unrecht. Wer erbauliche Sprüche liefert, kann nicht in demselben Buche mit der Narrenpeitsche drauflos schlagen. Entweder man giebt ein Spruchbuch wie Rückert, das belehrend und erhebend wirkt, oder eines in Haug'scher Art, in dem nur der Wit und die Satire zu ihrem Rechte kommen. Unsere Zeit ist gerade hysterisch genug und bedarf einheitlicher Speise. Die lyrischen Draufgänger des letzten Jahrzehnts haben schon in dieser Beziehung genug gesündigt und mit ihrem Stimmungsgoulaß nicht nur ihre Leser, sondern auch sich selbst entkräftet. Dagegen ist der Tadel berechtigt, daß die Selbstverständlichkeit der Sanders'schen Spruchweisheit mitunter sonderbar anmutet. Hier ein Beispiel:

Von allem Gut, das Du erworben,
Bleibt doch nichts Dein, wenn Du gestorben.
Drum klug genieß es zu der Frist,
In der Du noch am Leben bist.

Diese naive Mahnung erinnert an den Spruch jenes Schankwirts, der sich darüber ärgerte, daß die in seinem Gesellschaftsgarten einkehrenden Gäste so wenig verzehrten, und deshalb über die Eingangspforte schrieb:

Kehrst Du in diesem Wirtshaus ein,
Kauf Bier Dir oder Brauntwein!

Alles in allem gewinnt man den Eindruck, daß es Daniel Sanders außerordentliche Mühe gekostet hat, eine Spruchsammlung zusammenzubringen; sonst hätte er sich nicht so viele Verdrehungen und Verschachtelungen, die immer auf langes Probieren schließen lassen, geleistet. Seine Verse entbehren jener Eleganz und Geschmeidigkeit, die uns an den Sprüchen einer Frida Schanz erfreut, ebenso fehlt ihnen die Treffsicherheit Heise'scher und Fulda'scher Sinngedichte, sowie die Tiefe Lohmeyer'scher und Koderich'scher Wertsprüche.

Wir würden nun aber Daniel Sanders Unrecht thun, wenn wir ihn ganz und gar als Spruchdichter ausmerzen wollten, da er uns doch einzelnes wirklich Gute gab. Sicher ist aber, daß er weit über sein Verdienst bekannt geworden ist, und viel begabtere Spruchdichter, weil sie nicht von großen Zeitungen und Verlegern unterstützt wurden, völlig unbekannt blieben und längst verschollen sind. Schon in Anbetracht dieser „verlorenen“ Talente ist es unsere Pflicht, darauf zu sehen, daß jede Kraft streng nach ihren Leistungen gewertet wird — nicht mehr und nicht weniger!

Die hervorragenden Mädchen- und Frauengestalten in Gottfried Kellers Romanen und Novellen.

Von Aug. Wünsche.

(Schluß.)

Frau Regel Amrains äußere, kräftige Gestalt ist das Bild ihres Innern. Klug, besonnen, thatkräftig, rechtlich, ohne jeden Firlefanz weichlicher Empfindung, faßt sie fest und sicher ihre Aufgabe ins Auge. Nur mit Sparsamkeit und Fleiß kann sie die großen Schwierigkeiten überwinden, die sich ihr entgegenstellen, das ist ihr vor allem klar, und sie faßt nun demgemäß ihre Vorsätze und führt sie mit bewunderungswürdigem Mute durch. Gelehrig und umsichtig wie sie ist, lernt sie in kurzer Zeit die Bücher des Geschäfts führen, und mit unermüdetem Eifer arbeitet sie bis in die Nacht hinein. Während ihre Knaben im Nebenzimmer schlummern, wälzt sie rastlos die großen Bücher, um zu kontrollieren, was die Werkführer des Steinbruchs eingetragen haben. Kein Fehler entgeht ihrem scharfen Auge, keine Nachlässigkeit übersieht ihr umsichtiger Blick.

Florian, ein tüchtiger Mann des Geschäfts, nimmt sich ihrer Sache warm an, aber er hat Nebenabsichten; er will die unternehmende Frau zur Scheidung bewegen, um sie dann zu heiraten und ein angesehenes Grundbesitzer durch sie zu werden. Sie ist stets freundlich mit ihm, da es, wie Keller sagt, „eine Hauptliebhaberei der Frauen ist, sich nützliche Freunde und Parteigänger zu erhalten, wenn es immer geschehen kann ohne große Opfer.“ Eines Abends erscheint Florian bei Frau Regel, scheinbar um Geschäftssachen mit ihr zu besprechen, in Wahrheit aber, um ihr Liebesanträge zu machen. Als sie ratlos dem Zudringlichen gegenüber steht, kommt plötzlich ihr Jüngster, Fritzchen, aus dem Nebenzimmer gelaufen, eine lange Gardinenstange mit goldenem Knopf drohend in der Hand haltend und kräftig mit ihm den Bedränger seiner Mutter auf den Kopf schlagend. „Ein Dieb, ein Dieb!“ ruft der kleine Ritter mit blinkenden Augen, und schnell eilt der Erschrockene fort. Er hält sich zähneknirschend den Kopf, während die Mutter Fritzchen auf den Arm nimmt und ihn besänftigend wieder in sein Bett legt. Von den beiden andern Jungen heißt es: „Sie schliefen wie Murmeltiere und hatten von allem nichts gehört. Also schienen sie Nachtmützen zu sein, obgleich sie ihr selbst glichen. Der Jüngste aber, der dem Vater ähnelte, hatte sich als wachsam, feinführend und mutvoll erwiesen und schien das werden zu wollen, was der Alte eigentlich sein sollte und was sie einst auch hinter ihm gesucht. Zudem sie über das geheime Spiel der Natur nachdachte und nicht wußte, ob sie froh sein sollte, daß das Abbild des einst geliebten Mannes besser schien, als ihre eigenen, so träge daliegenden Bilder, legte

sie das Kind in sein Bettchen zurück, deckte es zu und beschloß, von Stund' an all ihre Treue und Hoffnung auf den kleinen St. Georg zu setzen und ihm seine junge Ritterlichkeit zu vergelten. Wenn die zwei Schlafkappen, dachte sie, welche nichtsdestoweniger meine Kinder sind, mitgehen wollen auf einem guten Weg, so mögen sie's thun.“ Das Erziehungssystem der Frau Regel ist höchst charakteristisch. Klare, feste Grundsätze, wenig Worte, gutes Beispiel, das sind in ihren Augen die ersten Bedingungen einer guten Zucht. Die Kinder eignen sich die Instinkte der Mutter an, meint sie, darum behält sie Fritzchen stets in ihrer Nähe. Die Kinder müssen das Gute aus Liebe zu den Eltern thun, denn es um seiner selbst willen zu thun, sind sie weder klug noch stark genug. Als der Knabe sie zum ersten Male belog, lachte sie ihn aus und sagte: „Glaubst du denn, daß ich so dumm sei, dir dein albernes Zeug zu glauben?“ Eine Lüge aus Dummheit und Verlegenheit überging sie ohne viel Worte und meinte, diejenigen, die bei einer solchen gleich von Galgen und Zuchthaus reden, beweisen, daß sie bei einem Haar selbst Schelme und Diebe geworden wären. Die Notlüge aber und der Betrug beim Spiele war ihr etwas Entsetzliches. Deshalb führte sie stets das Kleinliche des Herausliegens und das Häßliche des Übervorteilens ihrem Söhnchen auf die ernsteste Weise zu Gemüte. Zierte sich Fritz, oder prahlte er mit Eigenschaften, die er nicht besaß, so schlug sie ihn derb, und wagte er es, hochmütig gegen seine Gefährten zu sein, so strafte sie ihn, als ob er „ein erkleckliches Vergehen begangen hätte.“ „Frau Regel erzog überhaupt am meisten mit ihrer Person, wie sie lebte und lebte und es also in Einem so zunging, wie mit ihrem sonstigen Dasein, — so daß ihre ganze Erzieheri kaum soviel Worte kostete, als hier gebraucht werden, diese zu schildern.“ Als Fritz zum Jüngling herangewachsen war, fühlte Frau Regel, daß sie einige kräftige und vorsätzliche Erziehungsmaßregeln anwenden müsse. Es waren aber nur wenige Momente, wo sie etwas Entscheidendes und Energisches gegen seine junge Selbstständigkeit unternahm, doch jedesmal zur rechten Zeit und so plötzlich, einleuchtend und bedeutsam, daß es nie seiner bleibenden Wirksamkeit ermangelte. Frau Regels Fleiß und Klugheit ward belohnt durch das Gedeihen ihres Hauses. Fritz wurde ein tüchtiger Mann und übernahm die Führung der Geschäfte. Am Ende der Geschichte heißt es: „Das Geblüt der Frau Regel Amrain wucherte so kräftig in diesem Hause, daß auch die zahlreichen Kinder des Fritz vor dem Untergang gesichert blieben. Sie selbst streckte sich, als sie starb, im Tode noch stolz aus, und noch nie wurde ein so langer Frauensarg in die Kirche getragen, der eine so edle Leiche barg zu Selbwhyla.“

Ist Frau Regel eine Frau von durch und durch gesunder und reiner Gesinnung, unverbrüchlicher Treue und aussharrender Opferfreudigkeit für ihre Kinder, so ist Frau Weidlich in dem Roman „Martin Salander“ eine Frauengestalt aus jüngster Zeit, die, angehaucht von sozialistischen Ideen, ihre ganze Erziehung nach ihren politischen Anschauungen einrichtet. Eine höchst komische Gassenjungenaffaire verschafft uns das Vergnügen ihrer Bekanntschaft. — Ein Fremder, Namens Martin Salander, hört dem drolligen Gezänk mehrerer Knaben zu. Zwei dickbäckige Jungen, Isidor und Julian, die übrigens Zwillinge sind und schöne geblümete Wachschrürzen nach Art der vornehmen Knaben tragen, halten sich spielend beim Brunnen auf.

Ein kleiner, bleicher Junge steht von fern, er wagt sich nicht heran, und als er von den Andern gefragt wird, warum er dastehe, antwortet er: „Ich warte auf meine Mutter!“ Da brechen die andern Buben in ein Höllengelächter aus und rufen: „Ach der hat eine Mutter!“ „Eine Muder hat der!“ Auf die Frage des Fremden, was dabei zu lachen sei, rufen die Jungen: „Der hat eine Mutter, wir haben eine Mama!“ Über diesen Kardinalpunkt, wer von den kleinen Wichten eine Mutter und wer eine Mama habe, entsteht eine Kauferei, bei welcher die Feigsten unter den Streitern, Fidor und Julian, zuerst die Flucht ergreifen. Frau Weidelich, die Mutter der Letzteren, steht am Waschfaß im Hause, sie hört den Lärm, kommt herzugeeilt, die nasse Schürze zurückgeschlagen, um nach den ängstlich schreienden Kindern zu sehen. „Auf der einen Faust hält sie einen modisch mit Blumen und Seide aufgeputzten Strohhut vor sich hin, während sie mit dem andern rotbraunen Arm den Schweiß von der Stirne wischt und der ihr folgenden Putzmacherin schmähend zuruft, der Hut sei nicht geraten, die Blumen stellten nichts Rechtes vor, sie wolle ebenso schöne und große wie die anderen Frauenzimmer und weiße Bänder statt der braunen. Sie wüßte nicht, warum sie nicht eben so gut weiße Bänder tragen dürfe, wie diese und jene, und wenn sie auch keine Kätin sei, so werde sie vielleicht dereinst ein oder zwei solcher Stücke zu Schwiegertöchtern bekommen.“ Ihr guter, biederer Mann kommt mittlerweile auch herbei und befiehlt den kleinen Söhnen, Rüben am Brunnen zu waschen. „Das werde ich schon selbst machen“, herrschte ihn Frau Weidelich an, „sie verderben sich die schönen, neuen Schürzen“. Bald ergeht sich die beredte Frau auch in einer heftigen Auseinandersetzung mit dem Fremden, der es gewagt hat, die Leute im Orte „Volk“ zu nennen. Als dieser darauf erstaunt fragt, warum die Jungen „Vater“ sagen, während sie doch die Mutter „Mama“ nennen, wird ihm die Sache höchst drollig auseinandergesetzt. Diese so eben geschilderte Scene gehört zu den genußreichsten Episoden des ganzen Romans. So einfach sie ist, so bedeutsam sind die Schlaglichter, die sie auf den Geist des Schweizervolkes, insbesondere auf den Charakter der Frau Weidelich, werfen. Sie erscheint als eine Frau, die von politischen Freiheits- und Gleichheitsideen gehört und diese sich nach ihrer Auffassung zurecht gelegt hat. Ihre Jungen sollen große Herren werden und einst vornehme Frauen nehmen, sie selbst will es an Putz und Aufwand der Frau Kätin gleich thun. Welchen Geist sie ihren Kindern anerzog, das beweisen diese selbst. Der Hochmut ließ sie schon als Jünglinge den Gedanken fassen, als Ratsherren in die Verwaltung des Städtchens zu kommen. Über ihre politische Farbe entschieden sie durch Würfel, Einer wurde Altliberaler, der Andere Demokrat. Schließlich machen sie Beide als angesehenen Männer der Stadt leichtsinnige Streiche mit fremden Geldern und werden ins Zuchthaus gebracht. Frau Weidelich stirbt, als sie diese Nachricht hört, vor Schreck am Schlag.

Das vollendetste Frauenbild hat Keller in der Frau Marie Salander gezeichnet. Sie ist eine Gestalt, die zur Bewunderung fortreißt, denn in ihr ist Treue, Glaube, Liebe, Geduld, Scharfsinn und Humor in so herrlicher Weise vereint, daß, wenn der Dichter nur dies einzige Frauenbild geschaffen hätte, er schon als einer der feinsten Kenner des Weibes gelten müßte. Frau Salander tritt uns in dem einfachen, schlichten Gewande einer Frau aus dem Volke entgegen. Herzenstugenden

sind aber an keine Bildungsstufe geknüpft, und so liefert sie das schlagende Beispiel, wie der feine Takt, die klug berechnende Umsicht, ja die poesievolle Erfassung der Alltäglichkeit nicht an Rang, Erziehung und Stellung gebunden sind, sondern gerade da, wo Herz und Geist in ganz selbständiger Weise sich entwickeln, oft am schönsten zum Ausdruck kommen. Als die Gattin Martin Salanders ist sie mit einem Knaben und zwei Mädchen allein zurückgeblieben, als dieser vor sieben Jahren nach Amerika gegangen, weil er als Bürge für einen unredlichen Freund in der Heimat sein Vermögen verlor. Marie Salander hilft sich mit einer Gartenwirtschaft in der kümmerlichsten Weise durch. Weder Sorge noch Not trüben in ihr das Vertrauen auf ihren Gatten, sie darbt mit den Jhren in der Hoffnung, daß er nach langer Abwesenheit endlich wieder zurückkommen werde. Immer stärker klopft der Hunger an ihre Thür. Der Bäcker will nicht mehr borgen; denn er hat seine Ware schon seit einem Monat vorgeschossen, auch der Kaufmann verwehrt den Kredit. Da giebt sie das Letzte ihrer Barschaft hin, kauft Kaffee, Schinken und Semmel, denn am Nachmittag kommt die Professorsfamilie, um im Garten bei ihr Kaffee zu trinken und einen Imbiß einzunehmen. Ihre hungrigen Kinder vertröstet sie bis dahin, denn sie weiß, daß der Herr Professor stets gut bezahlt, auch stets viel übrig läßt. Weinend und jammernd umstehen sie die Mutter und wollen sich nicht trösten lassen. Voller Verzweiflung nimmt sie den Honigtopf aus dem Schranke, streicht jedem einen Löffel voll des süßen Inhalts in das Mäulchen, hoffend, es werde sie beruhigen. Sie hat sich nicht getäuscht, ermutigt gehen sie an ihre Schulaufgaben. Am Nachmittag erscheint der Professor zur bestimmten Zeit. Aber o weh! Da drängen sich die dicken Zwillinge, Fidor und Julian Weidelich, in den Garten, sie umstehen neugierig den gastlich bereiteten Tisch, die Hälse in die Höhe streckend, um den Inhalt der Teller und Tassen zu prüfen. Der Professor hat sein Vergnügen an den dreisten, derben Jungen und merkt ihren Appetit. „Mund auf, Augen zu!“ ruft er ihnen zu, und hinein in die weit geöffneten Mäuler wandert ein guter Bissen nach dem andern. Frau Salander sieht von fern mit Zittern und Beben, wie die Teller sich leeren, sie denkt klopfenden Herzens an ihre Kleinen, die sie im Zimmer eingeschlossen hat. Da wird sie zur Bezahlung herangerufen. Der Professor greift in die Tasche, sucht hier, sucht da, die Börse findet sich nicht, er hat sie zu Hause gelassen. „Ach, liebe Frau Salander, ich bezahle morgen, ich habe kein Geld bei mir!“ sagt er. „Schon gut, schon gut!“ erwidert mit freundlicher Stimme Frau Salander, dabei bricht ihr fast das Herz, denn keinen Heller besitzt sie mehr, und wie soll sie ihre Kinder satt machen? Traurig geht sie zu ihnen. Deren Aufmerksamkeit ist aber für den Augenblick auf ein heranziehendes, schweres Gewitter gelenkt. Schon zucken die Blitze, es donnert, es regnet, der Wind saust und schlägt die dicken Regentropfen an das Fenster. Die Kinder hören nicht das leise Schluchzen der Mutter und bemerken nicht, wie sie kraftlos auf einen Stuhl sinkt. Da erscheint plötzlich ein wunderschöner Regenbogen am Himmel. Er steht gerade vor ihrem Fenster, und es ist ihr, als ob Gott mit ihr einen neuen Bund schließen und ihr Rettung verheißen wolle. Schnell erhebt sie sich und sie fühlt, wie Mut, Hoffnung, Glaube und Trost in ihrem Herzen wieder einkehren. Salander wird bald wiederkommen, denkt sie bei sich selbst, er ist schon unterwegs, vielleicht kommt

er noch heute! Die Kinder sehen gespannt auf den schönen Regenbogen. „Seht den Regenbogen!“ spricht Frau Salander zu ihnen, „die Wichtelmänner halten darunter ihren Abschiedschmaus; wenn die Menschen hier auf Erden dumm und ausgeartet sind, dann gehen sie in ihren Zaubersaal und halten unter dem Regenbogen Bankett.“ Nun erzählt sie mit frischer Lebendigkeit das reizende Märchen von den Wichtelmännern und ihrem letzten Weiblein. Den Kindern ist es, als ob sie alles lebendig vor Augen hätten, atemlos schauen sie auf den Regenbogen, unter dem all die Herrlichkeit ist, von der die Mutter ihnen erzählt. Da kommt der Frau Salander plötzlich ein rettender Gedanke. Dort im Schränkchen liegt noch einiger Schmuck. Zwar ist das Brautgeschenk ihres Gatten ein unantastbarer Hort und unveräußerlich, „aber unter vielem Kleinzug ist noch ein Papierwickelchen, darin liegt ein Münzenaltertum, eine uralte Hohlmünze, die sie bei der Taufe von einem Paten ins Wickelband bekommen hat. Zehn Franken ist ihr Goldwert, wohl hundertmal soviel beträgt ihr Verkaufswert. Sie will nach der Stadt, um sie zu verkaufen, der Erlös wird reichen, ihren Kindern auf einige Tage Brot zu kaufen.“ Hell leuchten ihre Augen! Da wird die Klingel gezogen — Salander steht vor der Thür. Es ist gefühllos, wenn wir vernehmen, daß Salander nicht sofort seine Familie bei seiner Heimkehr aufgesucht, sondern den ersten Abend im Wirtshause verbracht hat, aber das ist so Kellers Manier. Seinen Männergestalten haftet vielfach eine gewisse Rücksichtslosigkeit an, die an Gefühlosigkeit grenzt. Salander kehrt nicht als reicher Mann zurück, er hat sein erworbenes Geld in einem schwindlerischen Bankhause niedergelegt und hier in Europa erfahren, daß er durch dieses um Alles gekommen ist. Die treue Marie erträgt auch diesen Schlag, sie beginnt vereint mit ihrem Gatten rüstig zu arbeiten, und sie gelangen bald wieder zu einigem Wohlstand. Frau Salander bleibt aber immer die einfache, biedere Frau; auch als die Unternehmungen ihres Gatten zu bedeutendem Reichtum führen, bewahrt sie sich ihren stillen, bescheidenen Sinn. Sie ist zu klug, um nicht des Lebens Wechselfälle in der Schule des Schicksals begriffen zu haben. Mit Mißbehagen gewahrt sie die Liebe ihrer Töchter Setti und Netti zu den Zwillingen Isidor und Julian Weidelich, die als Volksmänner eine Rolle zu spielen beginnen. Ihr Gefühl sträubt sich gegen diese Neigung, sie wehrt und rät ab, denn ihr ahnt nichts Gutes. In feinem Anstandsgefühl schiebt sie ihren Mann aus, um die jungen Leute bei einem abendlichen Stelldichein im Garten zu überraschen. Die Töchter lassen trotz aller Gegenvorstellungen der Mutter nicht von den jungen Männern. Als diese kommen, um sich als Schwiegersöhne vorzustellen, ist Frau Salander wie zufällig nicht zu Hause, sie will sie nicht sehen, weil ihr ängstlich und unheimlich in ihrer Nähe wird. Und ihr prophetisches Gefühl betrügt sie nicht. Bald nach der Verheiratung müssen die Schwiegersöhne ihre ehrenwidrigen Thaten im Gefängnis büßen, Salander bezahlt die Schulden derselben, und die Töchter kehren ins elterliche Haus zurück. Nun ist der Bann von Frau Salanders Herz gelöst. Es kommen für sie Jahre der Ruhe, in denen sich der ganze Schmelz ihrer Zufriedenheit und ihres Humors geltend macht. Nichts kann sie mehr aus ihrem frohen Gleichmut reißen. Mit ihrer kühlen Verachtung ist sie der betrügerischen Familie Wohlwend, die ihren Gemahl um einen beträchtlichen Teil seines Vermögens gebracht hat, ein Dorn im Auge. Die Schwester der Frau

Wohlwend, die kokette Myrrha, fängt mit dem alten Salander eine Art Liebelei an, um Frau Marie dadurch zu ärgern. Salanders Thorheit ist ihr aber mehr ein Scherz als ein Aerger, und man kann sich nichts Späßhafteres vorstellen, als den Augenblick, wo Frau Salander das Benehmen ihres Gatten zu Myrrha beobachtet. Es heißt: „Frau Marie war leicht rot geworden, als sie aber einen Blick auf ihren Mann warf und in seinen Zügen den schwer verhehlten Kampf der Beschämung, in der er vor ihr saß, bemerkte, verzog sich die Röte, wie ein zarter Rosenschleier, und um die Lippen und in den Augen regte es sich leise, wie das feinste Lustspiel, das je in einem Frauengesichte aufgeführt wurde.“

Haben wir in Frau Salander die Verkörperung zarter Weiblichkeit, rühriger Thatkraft, praktischen, klaren Verstandes und köstlichen Humors, so tritt uns in der Frau Marianne in der Novelle „Der Landvogt von Greifensee“ eine Frau von echtem Schrot und Korn entgegen. Sie ist der Typus einer tyrannischen, aber treuen und gewissenhaften Haushälterin. Da sie einem Junggesellen die Wirtschaft führt und aus ihrem Thun ein still verschwiegener Heiratsplan herauschaut, so ist sie nicht nur die treue Verfolgerin ihres Herrn, sondern auch seine aufmerksame Jugendwächterin. Sie hat keinerlei Veranlassung zur Eifersucht, denn der Landvogt zeigt sich als argen Weiberfeind und sagt wiederholentlich, er könne die Frauen nicht leiden. Ob er damit Frau Mariannens Illusionen zerstören wollte, oder ob ihm wirklich der Haß so tief im Herzen wurzelte, lassen wir dahingestellt. Frau Mariannens Sicherheit in der Handhabung aller häuslichen Geschäfte deuten auf große Erfahrung und guten Verstand. Ihr bewegtes Leben, in dessen Lauf sie öfters mit gewaltiger Entschlossenheit eingegriffen, beweist, welch eine furchtlose und selbständig handelnde Person sie schon in ihren jungen Jahren war. Da eine böse Stiefmutter ihr das Leben im väterlichen Hause unerträglich machte, flüchtete sie in ein Kloster. Als sie hier Profeß thun sollte, verweigerte sie ihn standhaft, weil sie der Müßiggang im Kloster anwiderte. In einem Gasthause fand sie als Köchin ein Unterkommen. Ein flotter Student verliebte sich in die junge, schöne Tyrolerin, und als ein eifersüchtiger Leutnant sie deshalb verfolgt und verleumdet, geht sie eines Tages mit dem Küchenmesser auf ihn los. Darauf entflieht sie mit dem Studenten und heiratet ihn. Ihre Ehe war mit neun Kindern gesegnet, von denen kein einziges am Leben blieb. Ihr Mann entpuppte sich mehr und mehr als ein schlaffer Gesell, und die Sorge für den Lebensunterhalt lag schließlich allein auf ihren Schultern. Sie arbeitet vom Morgen bis zum Abend mit Lust und Freude, als sie aber merkt, daß ihr Mann sie ihrer niedrigen Herkunft wegen verachtet, sagt sie sich von ihm los und wandert wieder auf gut Glück in die Welt hinaus. Der Landvogt von Greifensee suchte um dieselbe Zeit eine tüchtige Wirtschaftlerin. Er nimmt Frau Marianne, und sie regiert binnen kurzem nicht nur meisterhaft das Haus, sondern auch den Herrn selbst. Er läßt sich aber alle großen und kleinen Tyranneien ihrerseits gern gefallen, denn er weiß, daß seine Wirtschaft durch ihre Hand gut bestellt wird. Seine hohen Vierziger haben ihm noch einigen Lebensmut gelassen, daher faßt er eines Tages den Plan, alle Herzensdamen seiner Jugend zu sich einzuladen. Sie sind sämtlich verheiratet, stehen aber mit ihm noch auf gutem, freundschaftlichen Fuße. Aber wie dies der Frau Marianne beibringen? Er sieht voraus, daß sie aus Eifersucht

in große Ekstase geraten wird, und doch braucht er sie notwendig zur Bewirtung. In einem geeigneten Moment erzählt er ihr seine Jugendstreiche. „Ich habe,“ so beginnt er, „fünf Damen geliebt, sie aber nicht mich. Da sie alle nicht weit von hier verheiratet sind, so möchte ich alle meine Liebschaften beisammen sehen.“

„Aber heiliges Kreuzdonnerwetter!“ schrie Frau Marianne, die mit noch viel größeren Augen aufsprang und zu hinterst an die Wand rannte, „Herr Landvogt, gnädigster Herr, Sie haben geliebt und so Viele? O Himmelsackerment! Und kein Teufel hat eine Ahnung davon, und Sie haben immer gethan, als ob Sie die Weiber nicht ausstehen könnten? Und Sie haben all diese armen Würmer angefächert und sitzen lassen?“

„Nein,“ erwiderte er, verlegen lächelnd, „sie haben mich nicht gewollt.“

„Nicht gewollt,“ versetzte Frau Marianne mit wachsender Erregung, „keine Einzige?“

„Nein, keine.“

„Du verfluchtes Pack! Aber die Idee ist gut, die der Herr Landvogt hat. Sie sollen kommen, wir wollen sie schon hereinlocken und betrachten, das muß ja eine wunderbare Gesellschaft sein, wir werden sie hoffentlich in den Turm sperren, zu oberst, wo die Dohlen sitzen, und hängen lassen. Für Händel will ich schon sorgen!“

„Nichts da,“ lachte der Landvogt, „im Gegenteil sollt Ihr an Höflichkeit und guter Bewirtung alles aufwenden, denn es soll ein schöner Tag für mich sein, ein Tag, wie es sein müßte, wenn es wirklich einen Monat Mai gäbe, den es bekanntlich nicht giebt, und es der erste und letzte Mai zugleich wäre.“

Frau Marianne bemerkte an dem Glanze seiner Augen, daß er etwas Herzliches und Erbauliches meine, sprang zu ihm hin, ergriff seine Hand und küßte sie, indem sie, leise ihre Augen wischend, sprach: „Ja, ich verstehe den Herrn Landvogt! Es soll ein Tag werden, wie wenn ich alle meine heimgegangenen Kinder, die seligen Engelein, plötzlich bei mir hätte!“ — —

Wir sind am Schlusse. Auf alle Frauengestalten in Kellers Romanen und Novellen läßt sich mehr oder minder das Wort anwenden, das der Dichter von der Heldin in „den mißbrauchten Liebesbriefen“ sagt: „Sie war in ihren Kleidern wie bei sich selbst zu Hause.“

Es sind eigenartige Wesen aus dem schweizerischen Volke, einfach, schlicht und praktisch, aber voller Fröhlichkeit und Humor, die uns anziehen und fesseln, wenn unser Geschmack noch nicht verbildet ist und wir noch Sinn für Natürlichkeit und Wahrheit haben. Wer da glaubt, sie müßten mit ihren exzentrischen Gefühlen unsere Phantasie erregen und in ihren heroischen Entschlüssen uns packen, wie manche moderne Romanheldin, der findet nicht, was er sucht. Die frohe Lebenslust und ungeschminkte Heiterkeit, die über fast Allen ausgegossen liegt, leuchtet uns sogar beim ersten Lesen nicht immer ein, allein je liebevoller wir sie betrachten, desto mehr werden wir inne, wie sie Alle aus dem reinen Golde echter Volkstümmlichkeit geprägt sind.

Hermann Hesse.

Romantische Lieder (Bierson's Verlag). Skizziert von Karl Ernst Ansd.

„Mein Herz greift in die schweren Fernen
Nach Heimwehscätzen und Harfenklängen,
Und schauert, und schaut hoch in den Sternen
Den Kranz zukünftiger Lieder hängen.“

Eine Handvoll Verse nur — diese „Romantischen Lieder“ Hermann Hesse's. Nur 44 Seiten stark das ganze Buch. Ein kleines, aber feines Liederbuch. Voller Musik. Nicht etwa, weil es von Chopin und Sarasate singt, sondern weil es selbst singt und klingt.

„Meine Lieder haben einen seidenen Klang“ — sagt's „zum Scherz“. Es sagt auch:

„Meine Lieder stehen vor Deiner Thür;
Sie klopfen an und bücken sich: Öffnest Du mir?“

Ein Thor, wer das nicht thut! Man bekommt wohl von vielen Versen, denen man aufstht, Ohr- und Herzweh. Aber wirklich: diese Lieder haben einen seidenen Klang. Sie sind so fein gesponnen und so zart und zerbrechlich, wie Seide.

Wer die Musik in Nietzsche's Zarathustra-Gefängen zu hören versteht, wer Maeterlinck's „Schatz der Armen“ nur sprachlich zu schätzen weiß, wer auch unseres Dichters Skizzenbuch „Eine Stunde hinter Mitternacht“ gelesen, laut gelesen hat, der weiß, was ein „seidener Klang“ ist. Wirklich! Schon das bloße Lesen oder Hören (denn diese Bücher nötigen zu lautem Lesen!) muß hier wirken, selbst wenn kein besonderer Geistesgehalt in den Worten wäre. Aber hier, selbst in diesen romantischen Liedern, ist trotz aller Romantik Kern und Gehalt. Urtiefe Gedanken, ganz ureigene, bisher unausgesprochene Gedanken klingen darin. Mag ja sein, daß ein Christ, der die Realitäten einer Ewigkeit glaubt und spürt, mehr hineinlegt, als unser heimwehfranker Dichter selbst gefühlt hat.

Gleich das erste Gedicht „An die Schönheit“ ist ein zwingendes.

„Über meinen Kinderzeiten
War Dein Flügel ausgespannt.
Grüne Mähen! Goldne Weiten!
Und am letzten Himmelsufer
Schufest Du mein Heimwehland“ . . .

Der Dichter spricht weiter von „Denkernächten über Tag und Tod“, die ihm die verlorene Schönheit schuf, von „Tänzen und Gefahren, die in den dunklen Fluß der Zeit sanken“, — und klagt:

„Über'm Ufer meiner kranken
Seele liegt mein Heimwehland“ . . .

Er verzehrt sich in Sehnsucht nach diesem Heimwehland:

„Meine Arme sind gebreitet
Uferwärts. Die Sehnsucht weitet
Über Tod und Leben meinen Blick.

Wartend knien meine Lieder —

Kommst Du wieder?

Wartend liegt auf Knien mein Geschick.“

Ein gewisser Glaube trägt ihn weiter:

„Meines Heimwehlandes Tempel steh'n

Festbereit. Ich kann die Zinnen seh'n,

Kann von dorthier einen Duft verspüren“ . . .

Und die Klage um das verlorene Schönheitsland klingt aus in der Frage:

„Wenn mein Auge nimmer sehen kann,

Herrin, wird der dunkle Fährmann dann

Mich nach Hause führen?“

Nach Hause! Wirklich, so was nimmt gleich mit an die Hand und führt auch nach Hause — gemäß dem Wort, das wie eine Verheißung der Bergpredigt lautet: „Selig sind, die da Heimweh haben; sie sollen nach Hause kommen!“

Das zweite Gedicht nennt sich Melodie. Und Melodie ist alles in dem Buch. Ganz wunderbare Bilder, wie aus einer neuen Welt, wiegen Ohr und Herz in Wonnen. So wenn er von Chopin sagt: „Schütte wieder ohne Wahl über mich die bleichen, großen Lilien Deiner Wiegenlieder — Deiner Walzer rote Rosen — Deines Stolzes schaukelschlank Feuernelken“ — und: „Flucht darein den schweren Hauch Deiner Liebe, die im Welken Duft verstreut“. Das ist so was von dem „schweren Not“, das seine Lieder kleidet! Oder: Es segelt oft durch meinen Traum das Königsschiff (der Heimwehwelt) . . . Auf violetten Asten irrt noch ein später Falter her und hin — mit krankem Flügelschlagen — und welche Beete sagen, daß ich zu spät gekommen bin . . . Wir wollten Nähen und Fernen mit Glücksliedern übersternen . . . In den stummen Säulengängen Dunkle Abendfalter hängen, Und ein Atmen hin und wieder Ungebor'ner Königslieder . . . Über breiten Marmorstiegen Hundert ferne Jahre liegen — Flüsternde Tapeten tragen Hundert graue Zukunftsfagen . . . Auf breiten Treppen schläft die Zeit . . . Und hinter mir bleibt zögernd stehn die Jugend, neigt das schöne Haupt Und will nicht fürder mit mir gehn . . . Ein Wetterleuchten beschaut sich bleich Mit großen, feuchten Augen im Teich . . . Oder aus der Krankheit: „Dann kommt mit leisen Schritten — Und zagen Kinderbitten Mein Glück zu mir — Und sieht, was ich gelitten Und sagt: Mein Freund, was ward aus Dir?“ . . . Oder: „Das Leben trat in Deinen Traum hinein Und stieß der Mädchenliebe Tempel ein“ . . . Von der Blutbuche sagt er:

„So wie die Blutbuche kann kein Baum

In Frühlingsprächten schwelgen,

Hat keiner so farbigen Sommertraum

Und so ein jähes Welken“ . . .

Er sagt uns weiter, wer seine Freunde sind:

Zugvögel, über'n Ozean verirrt,

Schiffbrüchige Schiffer, Herden ohne Hirt,

Die Nacht, der Traum, der heimatlose Wind“

u. s. w. und bekennt sich selbst als einen Heimatlosen:

„Ich habe nie ein Ziel errungen —

Meine Faust hat nie einen Feind gezwungen —

Mein Herz hat nie ein volles Glück gefühlt!“

Oder in seiner „Bercaise“:

„Ich bin ja auch so welk und schwant,

Gebrochen und am Heimweh krank,

Und kann nicht mehr nach Hause kommen“ . . .

Doch! wer will, der kann! „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen!“

Wir fühlen, es ist tiefster Nietzsche darin, des Nietzsche, der nicht nur die Schlange, sondern auch den Adler zum Symbol hat und also nicht nur in den Staub und Sumpf, sondern auch in die Höhe und zur Sonne reißt. Die aus Nietzsche nicht das Gift, sondern das Gold zu nehmen wissen, werden eine Bewegung dem Lichte zu nehmen — entgegen Dehmel und allen Taumelnden. So Hermann Hesse, wenn auch etwas von dem in ihm ist, was er also vertönt:

„Ich bin ein Stern am Firmament —

Der die Welt betrachtet, die Welt verachtet

Und in der eignen Blut verbrennt“ . . .

Das war ja des unglücklichen „Meisters“ Los! Aber der Jünger kann hier über dem Meister sein. Der Mensch muß und kann überwunden werden, sagt Nietzsche selbst, und der gesunde Mensch wird sich von einem Nietzsche weiter zu einem Kierkegaard entwickeln, der allen Wahn überwunden und als ein höchstes Genie den rettenden Sprung des Glaubens gewagt hat.

Unser Dichter sagt einmal: Ich bin krank an meiner eignen Kraft. Sein Herz greift in die schweren Fernen nach Heimwehscäzen und Harfenklängen: Denn sein Herz ist groß. Bis hinter Mitternacht gehn seine Träume. Von seiner wilden, brennenden Liebe kann ihn kein Engel erlösen. Es trinkt sein Herz mit Trauern den Kelch der Sehnsucht bis zum Grund. Er hat noch nie verspürt — was Heimat ist und Vaterland.

Wohl! Ein Solcher ist krank, muß krank sein. Aber eben hier ist der Arzt an der Stelle und zur Stelle, der da gesagt hat: „Nicht die Gesunden bedürfen des Arztes, sondern die Kranken“ — und: „Ich bin der Herr, Dein Arzt!“ Und weiter muß ich den Jünger mit seines anderen Meisters Wort schlagen, das da lautet: „Weh' dem, der keine Heimat hat!“ und dagegen: „Wohl dem, der eine Heimat hat!“ — Ist auch dieser Meister selbst kein Weg (sagt er doch: „Ich habe das Ziel verloren! Warum? Ich habe den Weg verloren!“), so ist er doch ein warnendes Exempel für alle ihm blind Nachströmenden, daß sie sich nicht zu weit und vor allem nicht ohne Steuer und Kompaß auf das uferlose Meer hinauswagen. Zielbewußt! Heraus aus allem Wahn und aller Nietzschenot! Gottbewußt! Hindurch durch alle Nebel zur seligen Gewißheit der Gotteskindschafft! Ein Kind Gottes sein, das ist in Wahrheit ein Herrenmensch sein. Dei servitus — summa libertas!

Unser Dichter sagt einmal:

„Das ist die tiefste Lebenslist,

Den Ort auf jedem Wege wissen,

Wo seine Sphinx verborgen ist!“

Wo die feine verborgen ist, wird er wissen. Wir trauen's ihm zu und wollen nicht hoffen, daß er sich wie ein Niesche von ihrem grünen Hungerblick zu weit hinauslocken lassen wird, um dann von ihren Tigerkrallen zerrissen zu werden. Das wird unser Dichter trotz seiner Jugend auch wissen: Alle die weißen und roten Schlösser der Phantasie und alle selbsterhoffnen, mondbeglänzten Königreiche der Träume halten an einer Stelle nicht Stand, da — wo die realen Mächte des Lebens sich geltend machen, Sünde und Schuld, Krankheit und Tod, Hunger des Leibes und Hunger des Herzens. Da braucht man einen festen Boden unter den Füßen, die Realitäten nicht nur einer vergänglichen Welt, sondern einer ewigen Überwelt. Und diese gewisse Welt ist nicht — das sonnenrote Reich der Kunst, nicht die Welt der Ästhetik, sondern der Wahrheit und Gerechtigkeit. Unser Dichter sagt selbst:

„Wem aller Sinne Brücke zerbrach, den führet ins Leben niederwärts kein Weg zurück“ . . . Wohl! Und darum aufwärts, überwärts, in's vita nuova der christlichen Innerlichkeit und Ewigkeit!

An einer anderen Stelle sagt er auch:

„Wer klingen will,
Wer Lieder singen will,
Darf keine Risse haben.“

Wenn er damit den unheilbaren Riß des modernen Pessimismus meint, dann unterschreibe ich ihm das Wort. Andererseits aber bleibt es auch bei dem ewigen Carolathwort: „Poesie ist tiefster Schmerz“ — und „Ein fröhliches Herz fand noch niemals ein großes Lied.“ Gerade darum hat auch unser Hermann Hesse so große Lieder, weil er selber eine solche seltene Violine spielt, von der es heißt:

„Schräg im Boden, sichtbar keinem Laien,
Zog sich ein Riß und gab den edlen Tönen
Ein seltsam hartes,
Verwundetes, krankes Stöhnen“ . . .

Schlafte, franke Geigenstriche sind's, die er uns spielt, wie sein Meister Chopin auf dem Klavier. —

— Möge mir der in seinem tiefsten Liedton so sehr sympathische Dichter verzeihen, daß ich ihn nicht nur metrisch, sondern menschlich gemessen habe. Ich liebe nicht die Dichter, die sich bloß metrisch messen lassen. Dichter müssen Seher und Wegzeiger der Zukunft sein. Ich wünsche dem jungen Poeten, was jener Schmied an seinem Amboß einst über seinen Landgrafen sprach: „Landgraf Ludwig, werde hart!“ — ich meine „hart“ in dem Sinne des Wortes: „Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde.“ Wenn sein Auge klar sehen lernt, wenn er an den vielen Künsten, die der einfach geschaffene Mensch sucht, vorbei- und der einfachen Wahrheit nachgehen lernt, dann wird diese ganz einfache Wahrheit sicherer als alle Schönheit auch dies heimatlose Königskind aus dem Lande der Heimatlosen nach Hause führen, in des Vaters Haus, wo der Wohnungen viele sind und „die Tempel stehen festbereit“.

Ein Hessisches Dichterbuch und Studien zur hessischen Literaturgeschichte

von Dr. Wilhelm Schoof.

Wenn die Leser der „Monatsblätter“ hierdurch auf zwei Bücher aufmerksam gemacht werden, die zunächst für einen kleineren Kreis des deutschen Landes bestimmt sind, so möge gleich an der Schwelle erklärt sein, daß sie es nicht mit den Erzeugnissen eines beschränkten Partikularismus zu thun haben. Die landschaftliche Gruppierung dichterischer Größen ist in der Literatur nichts Neues; ich erinnere nur an die schwäbischen, die rheinischen und an die österreichischen Dichter.

So lange es im deutschen Volke Stämme und Stammesunterschiede giebt, so lange ist man auch berechtigt, die Leistungen der einzelnen Stämme auf geistigem Gebiet gesondert zu betrachten. Anders liegt die Sache freilich, wenn man die geistigen Errungenschaften eines Staates zu einer Absonderung vom Ganzen vereinigen will. Wenn Staat und Stamm zusammenfallen, ist die Sache unbedenklich. Ist dem aber nicht so, dann gewinnt jenes Verfahren den Anschein des politischen Partikularismus, da ja doch die staatlichen Grenzpfähle nicht zugleich die Grenzen der geistigen Produktionskraft eines Stammes sind. Und doch liegt auch innerhalb staatlicher Grenzen die Möglichkeit gesonderter Geistesbildung, ja sogar die Thatsache davon vor, denn früher mehr als heutzutage sind die Regierungen der Länder und Ländchen des deutschen Reiches zugleich die Mittelpunkte gewesen, von denen die Geistesbildung ausging.

Diese Erwägungen mögen den Schritt des Herausgebers der deutschen Dichtung in Hessen und des hessischen Dichterbuchs rechtfertigen.

In erstgenanntem Werke hat W. Schoof die Literatur des Hessenstammes bis zur Trennung der Hessenlande als ein gemeinsames Gebiet behandelt, von da aber bis zur Gegenwart hauptsächlich die kurhessischen Landesteile berücksichtigt. Der Wunsch nach einer Ergänzung des Werkes für die hessen-darmstädtischen Lande drängt sich da sofort vor, besonders aus dem Grunde, weil der Verfasser es wohl verstanden hat, das Rohmaterial einer hessischen Geschichte der Literatur zu einem mit rechtlichaffener Kritik und ästhetischem Urteil aufgeschichteten Ganzen umzubilden.

Aus der Darstellung des Verfassers geht hervor, daß Hessen immerhin einen beachtenswerten Anteil an den Erzeugnissen deutschen Geistes beanspruchen darf.

Die Blütezeit des Minnegesangs erlebte am Hofe des hessisch-thüringischen Landgrafen Hermann I., der Wolfram von Eschenbach, Walter von der Vogelweide, Heinrich von Ofterdingen und Heinrich von Veldeke an sich zog, eine bemerkenswerte Pflege. Bedeutungsvoller gestaltete sich die Regsamkeit hessischer Dichter in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. „Es ist das erste Mal, daß unser Heimatland eine führende Rolle in der Litteratur einnimmt“, schreibt Schoof. Die durch Philipp den Großmütigen gestiftete Universität Marburg wurde der Mittelpunkt der humanistischen Bestrebungen, welche der deutschen Sprache ihre gebührende Beachtung schenkten. Da verdeutschte Burkhard Waldis den Aesop, und es dichtete Erasmus Alberus seine Fabeln, das Buch von der Tugend und Wahrheit und seine 20 Lieder. An die Schöpfungen der humanistischen Dichter, namentlich Ulrichs von Hutten, knüpft sich zugleich der Beginn einer hessischen Lyrik.

Im Zeitalter der Renaissance nimmt Moriz der Gelehrte eine führende Stellung ein, indem er 1605 die erste stehende Bühne auf deutschem Boden errichtet und die Anregung giebt, englische Vorlagen ins Deutsche zu übertragen, und hierbei auch den jambischen Quinar in die dramatische Litteratur einführt. Auch Italien wird in den Kreis der geistigen Beziehungen berufen, und Dietrich von dem Werder übersetzt das *Gerusalem liberata* und bürgert die fremdländische Stanze in dem Reiche deutscher Dichtung ein. Der Geluhäuser Christoph von Grimmelshausen dichtet den ersten, immer noch anziehenden Volksroman *Simplicissimus*.

In der Zeit der Vorbereitung zum Klassizismus ging die führende Rolle an den Norden über, indessen man in Hessen dem Einfluß Gottscheds nicht nachgab. Während man dies anerkennen muß und auch mit Freude gewahrt, daß in diesem Zeitabschnitt Hessen die deutsche Sprache nicht gegen die Bevorzugung fremder Idiome zurücksetzt, hat der Klassizismus, namentlich aber Goethe und Schiller, in engerem Sinne keine Nachahmung von irgendwelcher Bedeutung hervorgebracht. Hierbei muß man freilich beachten, daß Goethe durch und durch Franke ist und selbst als der größte Repräsentant des fränkischen Stammes angesehen werden muß.

Erst die romantische Richtung gab den hessischen Dichtern neuen Anstoß zu schöpferischem Thun. An der Spitze der hessischen Romantik steht Ernst von der Malsburg, Freund Tiecks und Geistesverwandter von Novalis. Als Dichter religiöser Gesänge ragt Johannes Geibel, der Vater Emanuels, hervor. Auch die Schwertlyrik der Freiheitsdichter und der Enthusiasmus der Griechenschwärmer fand in Hessen Aufnahme und Nachahmung.

Auch die Zweige der Belletristik Jung-Deutschlands haben in Hessen Knospen getrieben; die epigrammatisch-sentimentale Dichtung hat in Ernst Koch, die politische in Dingelstedt, die anakreontische in Altmüller, Rodenberg und Hornsuck, die naturreflektierende in Mosenthal, Luise von Bloennies und Feodor Löwe ihre Vertreter gefunden. Die genannten und die der Gegenwart angehörenden Dichter und Dichterinnen wie Adam Trabert, Ludwig Mohr, Karl Preßer, Anna Ritter, Karl Ernst Knodt und andere bedeuten für Hessen eine zweite Blütezeit.

Das zweite der hier besprochenen Werke W. Schoofs, das hessische Dichterbuch, müssen wir vor allem unter dem Gesichtspunkte einer Anthologie betrachten und empfehlen. Zwar haben in demselben auch poetische Erzeugnisse in ungebundener Rede Aufnahme gefunden, die weitere Kreise interessieren könnten, so zum Beispiel die Skizze „Schwester Kafaale“ von Elisabeth Paar und die Novelle „Aus dem Chor“ von Sophie Junghans. Aber die Gedichte epischer und lyrischer Natur behaupten doch räumlich und inhaltlich den Vorrang und beweisen uns einerseits die geschickte und sichere Hand Schoofs in der Auswahl des Stoffes, andererseits führen sie uns zu manchem schon bekannten Namen hin. Da finden wir Karl Preßer, Julius Rodenberg, Ludwig Mohr und Daniel Saul, den volkstümlichen, von Gerok gewürdigten Heinrich Raumann und die neueren, dem Leserkreis der „Monatsblätter“ wohlbekannten Karl Knodt und Anna Ritter mit einer Reihe herrlicher Dichtungen vertreten. Möchten die Freunde deutscher Litteratur nicht achtungslos an den beiden Werken Schoofs vorübergehen; es wäre eine Mißachtung, die sie nicht verdienen!

Stromberger.

Kurt Geucke's „Sebastian“.

Von Edgar Alfred Regener.

Über dem Feldlager der Portugiesen, die in einer einsamen Küstengegend am Atlantischen Meere die Rückkehr ihres Königs abwarten, der mit einem Teil des Heeres vor Marokko liegt, schattet weit die Nacht und lockt und ruft das Brausen des nahen Meeres hervor zu lautem, klingendem Rhythmus. Um die lodernen Wachtfeuer lagern die Wachen, unmutig, gähnend, abgespannt. Leise tastet sich die Unterhaltung der Offiziere hin, welche die Schwüle der Nacht nicht schlafen läßt. Da schreckt sie ein Schuß vom Meere auf. Schuß fällt auf Schuß: Der Hilferuf eines gefährdeten Schiffes. Alles drängt auf den Wall, um von dort den freien Ausblick über die Wogen zu haben. Sie sehen das sinkende Fahrzeug, nehmen die Boote wahr, die dem Lande zusteuern, möchten in ihrer Ohnmacht helfen, als ein Boot nach dem andern dem gierigen Wellenschlag zum Opfer fällt, und können nur um so wärmer das Häuflein Unglücklicher zu ihrer Rettung beglückwünschen, deren Boot sich hielt und mit Hilfe der portugiesischen Soldaten aus der Brandung gerissen wurde. Die Geretteten sind Unterthanen Portugals und von König Philipp von Spanien mit einer Botschaft an Sebastian betraut, Gewißheit zu erlangen über die Person des Königs. Das Gerücht drang nach Lissabon und nach Madrid, der echte König sei gefallen in der Schlacht bei Alkassar, und Tanfred, dem Herrscher eng befreundet, sein volles Ebenbild, habe, den Trug der Natur ausnützend, sich als König an die Spitze des Heeres gestellt. Wer soll es entscheiden?

Erst angezweifelt, dann bestaunt, umwundert
 war schon die Ähnlichkeit der Knaben:
 Bis auf den dunklen Klang und Fall der Stimme,
 Ein Launenspiel verdoppelnder Natur —
 Im Glauben vieler, wenn Ihr wollt — ein Wunder!
 Und von der hohen Schule zu Coimbra,
 Die ihrer Freundschaft Band so feurig knüpfte,
 Sprichwörtlich ging es durch ganz Portugal:
 Das unbegriffen Unbegreifliche!
 Der König selbst vertauschte mit Behagen
 Die eigene Gestalt mit der des Freundes.
 Ja, Ernst wars ihm am Tage von Alkassar!
 Von Haupt zu Fuß, sie beide gleich gewandert,
 Von Freund und Feinden nicht zu unterscheiden,
 An keinem Zeichen, zogen sie hinaus
 Zur Schlacht und stellten sich vor ihre Scharen.
 So glaubte jeder Flügel ihn zu haben,
 Den König, der anfeuernd ihn geleite! —
 Der Eine fiel, der Eine von den Weiden!
 Wer jener Eine war, ob Freund, ob König —
 Das sagt kein Mensch.

Und als Sebastian siegreich von Marokko zurückkehrt und von der Frage hört, die Spanien an ihn richtet, da braust es wohl auf in ihm und er findet herrliche Worte der Entgegnung, die alles eher bedeuten als eine Lösung des Geheimnisses, in denen es aber glüht und blüht von der Liebe zu seiner Vaterlande und aus denen sein Entschluß spricht, unverzüglich den Weg zur Heimat einzuschlagen, um die Wirrungen zu klären und die Gefahren von dem Throne Portugals abzuwehren.

Damit gab uns Geucke in meisterhafter Weise die Exposition des Ganzen in dem ersten Aufzuge.

Die Dunkelheiten seiner Herkunft und seiner Mission hellt Sebastian auf, als er die Burg seines Vaters, Prosper Tornaventes, betritt und die Erinnerung längst entschwundener Jahre wieder aufleben läßt an der Seite seiner Mutter und an den Lippen seiner Geliebten. Während dessen haben sich die Großen Portugals versammelt in den Katakomben zu Lissabon zu geheimem Rat, vor dem Sebastian sich bekennen soll: ob er des Tornavente Sohn, ob königlichen Blutes. Das Für und Wider huscht noch durch die Worte, eine leise Unruhe haftet an den Mauern, die Ungewißheit spricht aus jedem Wort, als um die Stunde der Mitternacht, geführt von einem Boten, der König erscheint. Groß und erhaben steht er vor ihrer Kleinheit, unangefochten von ihren Verleumdungen und Gehässigkeiten, die ihn zur Offenheit reizen sollen. Er bleibt sich selbst getreu. Er sagt nicht „Ja“, er spricht nicht „Nein“, und doch macht seine Rede den Eindruck eines gottgesandten Herrschers, berufen, den Thron zu halten, der verwaist. Er kam zum Räte mit der Absicht, zu entsagen — er entläßt die Versammlung mit dem Gelübde:

So wahr ich wahrhaft bin
 und königlich begnadet durch das Wesen
 der großen Sehnsucht, die die Welt durchglüht:
 So bin ich, hört Ihr? bin ich Euer König!
 Ich bins!

Und der Kampf beginnt. Wohl weiß er durch sein Wesen die Herzen des Volkes sich zu gewinnen, er zwingt den Großkaufmann und Weizenkönig Galeira, seine Kornkammern für königlichen Sold dem hungernden Volk zu öffnen, aber der Haß und die Rache der Edlen schüren die Empörung gegen ihn. Sie kommt zum Ausbruch, als er der Menge weigert, das Haupt seines Vaters, der offen gegen Portugal den Hochverrat begangen und zu Spanien hielt, der Schande zu opfern. Das Vertrauen ist erschüttert, und im Geheimen bilden sich Verschwörungen gegen das Leben des Königs, bis er schließlich durch sie gestürzt wird. — —

Ich habe den Gang der Handlung des Dramas in groben Strichen gezeichnet und auch hierbei nur jene Punkte berücksichtigt, die sich auf die Person Sebastians beziehen, als des Helden der ganzen Tragödie. Vielleicht könnte mir jemand vorwerfen, ich würde in dieser Weise dem Gehalt des Stückes nicht gerecht. Ich hätte zum wenigsten jene ungemein zart in Duft und Farbe gehaltenen, an Innigkeit und herzlicher Teilnahme so überaus reichen Szenen zwischen dem König und seiner Jugendliebe Immakulata berühren oder auf irgend eine der vielen sauber ausgearbeiteten Nebenfiguren mit dem bunten Drum und Dran ihrer Gedanken und ihrer Gesinnung näher eingehen sollen. Wohl trägt dies Neben- und Beieinander viel dazu bei, den Charakter und die Katastrophe des Helden zu heben, zu beleuchten und in ein Licht zu rücken, das

seine gesammelte Leuchtkraft ausgiebt in dieser einen Seele. Und um dieses letzten Punktes willen that ich, wie ich that. Sebastian belebt und bewegt die Massen, in ihm ringt die Königswürde um Macht und Ansehen, mit ihm fällt die Herrschaft und — die Opposition der Königsfeindlichen.

Zudem ist die Tragödie Geuckes ein Werk, das Ideen birgt und Ideen vertritt, das nicht wirksam werden will durch die Naturtreue irgendwo geschauten Milieuabklatsches, das nicht Genüge findet, ein Problem unserer Gesellschaft, das in Klassenvorurteilen seine Schürzung und Lösung trägt, zu behandeln, dem es nicht auf einen eng gegrenzten Ausschnitt unserer menschlichen Seele ankommt. Es will eine Sehnsucht umfassen und gestalten, die in der Brust begnadeter Menschen brennt und loht mit den Flammen eines langsamen Verzehrens, die dunklen Kräfte zum Entfesseln bringen, die in der Tiefe unseres Herzens gähren. Die Tragödie eines Königs, der als Mensch zu groß ist, um zu herrschen; die Tragödie eines Menschen, der ein Messias wird, um königlich zu dulden.

Sebastian ist der blasse Frager, der stille Träumer, dem die Augen voll in Sehnsucht glänzen, in einem heißen Verlangen, dem Volk das Glück zu bringen, nach dem es dürstend seine Arme streckt. Sein Sinnen ist berauscht von diesem Gedanken, sein Blut pulst nur im schweren Zweifel des Gelingens, er spürt die Kraft in seinem Innern sprießen und möchte ihre Dauer erproben, wenn er der Menschheit ihre Nöte nimmt. Und doch ein Mann der Einsamkeit, der Liebe hat in reichem Überfluß und darf sie nicht verschwenden. Wenn er bisher mit Mut und Sieg die Seinen führte, so erfüllte er damit den Schwur, den er kurz vor der Schlacht bei Alkassar dem königlichen Freunde gab. Da war er Herrscher in dem Sturm der Schlachten, jetzt heimgekommen ist seine Mission erfüllt, muß erfüllt sein. Denn ohne Königsschloß und ohne Wappen will er sein Portugal nicht täuschen, nicht betrügen. Es darf nicht sein, wie sehr auch die Stimme des Herzens lockt und das Vertrauen seiner Freunde, seines Heeres ihn stützt und ermutigt.

Ein Strom sein und nicht überschwellen dürfen —

Ein tiefer Brunnen, der kein Dürsten stillt —

Ein Sommersturm, verstreifend über Disteln —

Das, ach, bin ich! Das muß ich sein . . .

Mit einem stillen „Vielleicht!“ beschwichtigt er die Ängste seines Herzens und umschließt mit ihm das Bangen eines aufbäumenden Hoffens. Sollte er nicht König sein, er, dessen Stirn sein Diadem, dessen Rechte sein Zepter, dessen Herz sein Königsgut, sein Kronkammerschatz, des Reiches Kleinod ist? Er ist ein Mensch, und nur ein Mensch! Ihn treibt nicht der Ehrgeiz nach Kronen, ihn jagt nicht die Gier nach Gold und Macht, seine Kraft und sein Können gilt den höchsten Zielen. Die Welt will Glanz, will Namen, Ansehen und hohlen Nimbus, den ein Name giebt; den Wert des Menschen kann sie nicht messen, verwirft ihn allein und betet ihn dort an, wo er im Bunde mit äußerlichen Machtmitteln auftritt.

Kannst Du nicht Nimbus stopfen in die Rachen,

Verschlingt Dich Neid, und was er Rest ließ: Narren.

Da troht er auf in seinem Ringen: muß Glanz und Nimbus sein, so will er seinem Land das Opfer bringen, seine Sendung zu erfüllen, seine Ideale hinaus-

zutragen auf die Straßen, vom Thron des Herrschers der Menschheit Menschentum zu bringen. „Der Echtheit Träger wird ein Fälscher sein.“ Er löst sich los von der Vergangenheit, er löscht den blassen Namen Tankreds aus, giebt seine Eltern auf und bannt die Liebe seiner Jugendfreundin. Er steht allein mit seiner Leidenschaft: ein Sonnenwanderer wird er werden, zu allen Höhen wird's ihn ziehen, und leise wird er frösteln, so verwaist und einsam dazustehen. Ob er die Kraft hat zur Erfüllung? Sein Wille trieb ihn an, nun mag er leiden. Und er leidet.

In dem Augenblick, da er den Großen Portugals sich als den König zeigt, der den Pflichten des Menschen ganz entsagt, beginnt der Widerstreit von Mensch und König in ihm. Er war der Schwärmer, der von Weltbeglückung träumte, der da glaubte, daß die Welt ihm zujubeln würde, sobald er sein Amt und seine Berufung durch Thaten reden ließ, wie er sich stolz und kühn das Wirken seines Werkes dachte, und kannte dabei doch den Menschen nicht, nicht die Volksgunst, die dem Schmeichler zuneigt und von Dank nichts weiß. Er weiß die Gedanken der Menschen nicht in ihren Gründen abzuwägen und baut zu sehr auf die Persönlichkeit. Dazu frißt der Kummer und die Sorge um die Seinen an seiner Seele.

Prosper Tornavente verweigert dem unrechtmäßigen Könige, seinem eigenen Blute, den Einzug in seine Burg. Er ist der Einzige noch, der offen Widerstand gegen Sebastian leistet; und mit Erfolg. Sebastian stellt sich dem Drängen seiner Freunde, die den Sturz der Beste verlangen, entgegen, er sucht die Empörung seines Heeres, das den Sturm verlangt, zu beschwichtigen und die Rufe der Menge nach Prosper's Haupt zu ersticken. Doch immer gewaltiger wächst der Ansturm des Verlangens, immer gefährlicher wird die Haltung des Volkes, bis er sich den Befehl zum Sturm entreißen läßt, bis er dann schließlich, als der Sieg mit schweren Opfern erkaufte ist, nach vergeblichem Zaudern und Zögern das Todesurteil seines Vaters unterschreiben muß. Das war die härteste Probe seines Königtums. Wäre es nicht schon zu spät gewesen! Er war dem Wunsch des Volkes zu willen gewesen und hatte die Tochter des Herzogs von Braganza zur Königin genommen, ohne sie zu lieben. Er mußte sehen, wie Immakulata, seine Pflegechwester und heimliche Braut, in Wahnsinn fällt, wie die Thränen, die seine Mutter über das Los ihrer Familie weint, ihre Augen erblinden lassen, ihre Haare bleichen, und er kann nicht retten — nicht einmal trösten. Wie sollte er auch, da er deutlich weiß, daß er unterliegen muß, da er sicher erkannt hat, daß er, indem er seiner Zeit leuchten wollte, sich als Kerze der Verzehrung weihen mußte. Für ihn giebt es kein Zurück. Er muß dem Sterne nach, dem seine Sehnsucht gilt, wohl ahnend, daß er im Fluge stürzen muß, tief und schwer, doch unabwendbar.

Und sein Geschick erfüllt sich. Die ungewisse Haltung des Königs bei dem Todesurteil über Prosper Tornavente, seine Unentschlossenheit schon vorher bei der Belagerung der Burg hat dem Verdacht, daß er doch nicht der rechte König sei, neue Nahrung gegeben, die von der vom Throne gewiesenen Geistlichkeit eifrig im Wachsen gehalten wird. Da bricht das Ungewitter los, den König, all sein Glück, sein Träumen, all die bitteren Qualen des Entsagens und Gewährens jäh vernichtend. Als Messias beworfen mit Häckerling, bespieden und geschlagen, steht er vor den Richtern, sich zu verantworten. Kein Wort verschwendet er an diese Heuchler. Hoch steht er da und

sicher in seiner Vernichtung. Nur ein einziges Mal hebt sich in einem Zammerruf seine wunde Seele, und dreimal bebt der Name „Mutter“ von seinen Lippen. Im Tode findet er die Lösung, wie Jesus von Nazareth, der im Garten von Gethsemane das Geheimnis der Ewigkeit erlauschte und auf der Schädelstätte mit seinem Blute heiligte.

Dieser Königsgedanke hat von jeher den Menschen gereizt und zur Gestaltung gezwungen. Es ist ein Problem, dessen Ohnmacht einen stillen Ausklang findet in den Gedanken, mit denen wir uns so gern der Sehnsucht nimmermüde Söhne nennen. Das Unbefriedigte unserer Zeit, das Ruheloze und Sprunghafte, fast Visionäre unserer Seelenkämpfe um Religion, Wahrheit und Weisheit und um das einzig große Mysterium Glück. Dichter wie Richard Voss, Björnson, Ibsen, Fulda, in bedingter Weise Wagner, Hebbel, um nur einige mit Namen anzuführen, haben den Vorwurf zu meistern gesucht und ihn teils mehr, teils weniger glücklich gelöst. Es lag da stets eine gewisse Schwäche in der Konzeption, eine leichte Oberflächlichkeit im Erfassen des Momentes, auf den es besonders ankommt, um die mächtige Erregung in der Brust des Menschen so voll und ganz in den Forderungen einer Königstragödie zum Ausdruck zu bringen. Es sind die Forderungen eines Genieproblems, das im Individualismus sein Bekenntnis hegt.

Ich bin zu mir auf diesen Thron gestiegen,
Nicht, um mit euch zu trauern an den Bächen
Des Lebens. Ach, ich bin gekommen, Brüder,
Um den bestohlenen Kindern dieser Sonne
Noch rettend das zu geben, was seit ewig
Ihr Erbteil war und Atemsangebinde:
Das goldne Fauchzen freier Menschenbrust —
Das Recht, zu leben.

Das ist Geuckes Sebastian mit der Kraft seiner Wahrheit und der Stärke seiner Größe. Das zu verwirklichen, ging er in den Tod und schuf die Befahrung seines Ideals.

Geuckes Kunst hat sich erwiesen als die Künstlerschaft einer reifen Vollendung. Seine Sprache ist edel und rein in dem Glanz leuchtenden Krystalls, seine Verse sind schwer von Duft und trunken von einer begeisterten Schönheit und der Fülle köstlichen Sprachgefüges. Der Adel einer ernsten Hoheit ruht über dem Ganzen und zittert leise nach in der Seele des genießenden Lesers. Es liegt in seinem stürmenden Impuls ein wissender Zauber von Erkenntnissen dunkelster Rätsel und letzter Fragen und ein schwirrendes Ahnen siegenden Unterliegens. An Gehalt und Form ist „Sebastian“*) ein Triumph des Dichters über sich selbst. In seinen Gassen- und Giebelgeschichten „Nächte“ gab er uns die Verkündung; in seiner Königstragödie löste er sie ein.

*) Verlegt bei Hermann Walther, Berlin. Preis 3 Mk.

Neue Bücher.

Fedor von Köppens neues Bühnenwerk, besprochen von Dr. Bernhard Fischer.

Fedor von Köppen hat sein neuestes Werk: „Preußens Erhebung 1813“, welches bei seiner ersten Vorlesung in Halle vor kurzem allgemeinen und langanhaltenden Beifall erregte, jetzt neu bearbeitet und damit jeden Zweifel, ob das Werk auch zur Aufführung an größeren Bühnen geeignet sei, gehoben. F. v. Köppen hatte für sein Werk anfänglich nur den bescheidenen Titel als „dramatisches Zeitgemälde“ in Anspruch genommen, und allerdings ein so gewaltiger Stoff, wie die Erhebung eines ganzen Volkes zur Befreiung von der Napoleonischen Zwingherrschaft kann nach den strengen Gesetzen für ein fünftaktiges Drama mit Exposition, Kollision, Konflikt, Peripetie und Katastrophe kaum behandelt werden. Die Vorzüge des Köppen'schen Werkes bestehen vielmehr in seiner einfachen und lebendigen, von warmer vaterländischer Begeisterung getragenen Darstellung jener Periode der vaterländischen Geschichte, aus welcher die ergreifendsten und packendsten — die echt dramatischen Momente mit Geschick herausgefunden und zur Geltung gebracht worden sind, und in der charakteristischen, dem Leben durchaus entsprechenden Einführung der Helden jener großen Zeit. Köppen hat auch in seiner neuen Bearbeitung nicht etwa unter Beeinträchtigung der historischen Wahrheit künstliche Konflikte geschaffen, nicht durch eine glänzende Rhetorik einen sogenannten „Hurra-Patriotismus“ zu wecken sich bemüht, aber er hat mit den einfachsten Mitteln seine Ziele voll und ganz erreicht und durch drastische Volks-scenen, in welchen der Geist der Zeit sich am lebendigsten spiegelt, wie die Szene in dem Gasthof zum Zepfer und auf den Straßen zu Breslau, der Aufzug der Lüzkower, der Aufbruch Yorks zum Freiheitskrieg u., die Wirkung noch bedeutend erhöht und gesteigert, welche schon nach der ersten Vorlesung des Stückes in Halle, nach der Saalezeitung vom 16. Dezember, sich in dem allgemein begeisterten Beifall kundgab. Wir geben dem kühn und mit echt patriotischer Begeisterung entworfenen und mit dramatischem Geschick wirkungsvoll durchgeführten Werke unsere beste Empfehlung mit auf die Bretter, so die Welt bedeuten, und sind überzeugt, daß dasselbe bei seiner Aufführung auf der Bühne bei unserem patriotischen Publikum eine stürmische Wirkung erregen wird. Sollte der Plan des Verfassers noch zur Ausführung reifen, wonach sein dramatisches Zeitgemälde „Preußens Erhebung“ die Folie zu einem vaterländischen Volksstück „Die Völkerschlacht bei Leipzig“ bilden soll, so wünschen wir dem Publikum nur die Ausdauer, dem greisen Dichter die Lebensdauer, um der Vorstellung dieses Volksstückes zu der hundertjährigen Jubelfeier der Völkerschlacht und zu der Enthüllung des Schlachtendenkmal in Leipzig beiwohnen zu können.

Max Prells, Jugendernte. Verlag Jung-Deutschland (S. Dyck) Eberswalde-Berlin. 1901. 1 M.

Die „Jugendernte“ eines ringenden und in voller Entwicklung begriffenen Dichters. In frischen Thatendrang und freudigen Genuß von Liebe und Leben klingen nur leise Bänge von Enttäuschung, Überdruß und Unlust hinein. „Der Sehnsucht ist meine Seele offen“.

„Sehnsucht, du helle, flinke Gazelle,
Führe den blinkenden Sternen mich zu.“ —
„Es singt und weint ein Lied in mir
Und will zu Worten kommen.“

Durch alle Gedichte zieht sich ein heißes, unbestimmtes Verlangen nach Erfüllung von Jugendsehnen und Jugendträumen. Sinnend geht der Dichter durch das bewegte Leben, ein hoffnungsvolles Ahnen von hohem Glück in der jugendfrohen Brust.

„Wenn ich durch laute Straßen gehe,
Mir ist's, als ob ich warten sollt',
Als wär' ein Glück in meiner Nähe,
Das längst, o längst zu mir gewollt.“

Ein Mensch von so starkem Schönheitsglauben muß oft erleben, wie sich hochgespannte Erwartungen in der rohen Alltäglichkeit nicht erfüllen. Mit reicher Phantasie baut sich da unser Dichter kühn eine eigene Gedankenwelt mit „weitschauenden Marmorhallen auf Felsenzinnen“, ein heiteres Freudenreich in Rosen und Jugendherrlichkeit. Aber wie bald zerspringt schrill „das blasse Traumglück“, vergessen sind „die hoffnungsschweren Stunden“, der sonst so Frohe und Mutige wird dann „wunschfremd und büßend.“ Dann stellt sich wohl Resignation und Schlassheit im Handeln ein; „das leere Hoffnungsschiff“ kehrt still und segelmüde „mit sinkenden Borden und morschem Kiel“ zum öden Eiland der rauhen Wirklichkeit zurück. In solchen leeren Augenblicken der Enttäuschung bleiben dem Dichter noch zum Troste „die beiden liebsten Menschen, die ihm auf der weiten Erde leben“, denen er sein Erstlingsbändchen gewidmet hat, seine Mutter und sein geliebtes „Blonderl“ . . . — Die Gedichte sind von erquickender Frische und Natürlichkeit, nur selten stört ein wenig die Fülle und gefättigte Pracht des Ausdrucks, die sich wohl noch abschleifen wird. Sonst ist die Sprache oft von hoher musikalischer Schönheit, der Wiener Einfluß ist deutlich zu spüren. Der Anklang an Bierbaum im „Nachtlied“ (Kling-Klang-Trallala) ist so deutlich, daß er hätte vermieden werden sollen. Die Ausstattung ist geschmackvoll. W. G. Becker.

Der Liederfranz der Frau Adelhaid von Schlabrendorff.

„Es liegt vor mir ein Büchlein Daß es den Menschen tönet
Im hellen Lichterglanz, Tief in das Herz hinein
Trägt einen lieben Namen Und neu darin erwecket
Und nennt sich Liederfranz. Der Liebe warmen Schein.

„Hab' Dank für Deine Lieder, Ja, steig' zu uns hernieder,
Du Priesterin der Treu'! Streu' goldnen Samen aus,
Und rühre Deine Leier Daß Lieb' und Treue wohne
Und sing' es stets auf's neu! In jedem deutschen Haus! — —“

Mit diesen Versen begrüßt eine Dame, welche den Liederfranz der Frau von Schlabrendorff unter ihrem Christbaum fand, die Dichterin, eine ehrwürdige Matrone von 82 Jahren, welche ihre Ideale durch ihr ganzes Leben treu und still gehütet hat und jetzt am Lebensabend die zarten Dichterblüten, die das Leben ihr schenkte, zu einem Liederfranze gewunden hat, um damit auch andere Herzen zu erfreuen und zu erquickern. Es sind einfache und anspruchslose lyrische Gedichte, aber aus jedem einzelnen mutet uns ein warmes und inniges Empfinden an, und ein solches ist ja der Hauptvortrag der Lyrik. Adelhaid von Schlabrendorff braucht ihr Herz nicht zu den Idealen zu erheben, sie lebt bereits in einer idealen Welt. Was wir die Welt nennen mit ihrem Blendwerk, ihren Täuschungen und Sorgen, das ist für sie nur eitler Traum, aber kein schöner Traum, und sie schlägt bei dem Erwachen heiteren Mutes die Augen auf zu jenem Reich der Wahrheit und der Liebe, wie wir aus dem schönen Gedicht ersehen:

Die Sterne.

Gerührt sah ich in stiller Nacht
Der Sterne unbegrenzte Pracht
Und fühlte mit geheimem Beben
Das Band, das sie zum Jenseit weben.

Von mächt'ger Ahnung tief durchschauert,
Vom Hauch der Geisterwelt umweht —
Ruft's laut in uns: nichts Ird'sches dauert,
Das Himmlische allein besteht!

Daß wir der Allmacht heil'ges Walten
Erkennen unterm Sternenzelt
Und andachtsvoll die Hände falten,
Vergessend Schmerz und Angst der Welt.

Der Geist, aus Gottes Hauch geboren,
Fühlt Heimweh stets in dieser Welt;
Drum blicken wir so traumverloren,
So sehndend auf zum Himmelszelt.

Zum Schluß sei noch angeführt, daß der Liederfranz der Frau Adelhaid von Schlabrendorff, geb. von Sassen, Sr. Hoheit dem Herzoge von Anhalt zu seinem 70. Geburtstag gewidmet und in elegantem Einbände in der Haarth'schen Buchhandlung zu Dessau zu dem Ladenpreise von 3 M. zu haben ist. F. v. Köppen.

Litterarische Notizen.

Die meistgelesenen Bücher waren im vorigen Jahre, wie das Litterarische Echo durch eine Umfrage bei zahlreichen Leihbibliotheken feststellte, der Reihe nach folgende: Viebig, Das tägliche Brot; Dmpteda, Eysen; Georgy, Berliner Range; Sienkiewicz, Quo vadis?; Wassermann, die Geschichte der jungen Renate Fuchs; Sanghofer, Der Dorfapostel.

Am 12. Dezember, dem Todestage Gottscheds, wurde in Berlin eine Gottsched-Gesellschaft gegründet.

Heinrich Dünker, der bekannte Litteraturphilologe, starb am 16. Dezember in Köln, 88 Jahre alt.

Max Beyer, Begründer der Zeitschrift „Die Stimmen der Gegenwart“, starb in Saarbrücken, 22 Jahre alt.

Bis zum 20. Januar sind bei der Schriftleitung folgende Bücher eingegangen (Eine Besprechung bleibt vorbehalten):

- R. Witte, Friedrich Niessche ein Warnungszeichen an der Schwelle des neuen Jahrhunderts. 37 S. geh. 50 Pf. Stolp, H. Hildebrandt.
- Bernhard Kost, Mutterliebe. Gedichtsammlung. 125 S. Leipzig, Abel & Müller.
- Wilhelm Fischer, Die Freude am Licht. Roman in zwei Bänden. 268 u. 297 S. Leipzig u. Berlin, Georg Heinr. Meyer.
- Kurt Warmuth, Sonnenfalter. Gedichte. 120 S. geh. 2 M. geh. 3 M. Leipzig, Johs. Cotta Nachfolger.
- Runo Fischer, Goethe's Faust. Vierte Auflage. Erster Band: Die Faustdichtung vor Goethe. 240 S. geh. 4 M. geh. 5 M. Heidelberg, Karl Winter.
- Hermann zu Hentorff, Per aspera ad astra. Eine Handlung in drei Akten. 63 S. geh. 1 M. Berlin, Wilh. Cüsterott.

Beilschriftenschau.

- Anzengruber's Briefe.** Von Rud. Fürst. Litterar. Echo. 8.
Bilderzeitung, Die der Zukunft. Lotse. 16.
Buddenbrooks. Von Otto Grautoff. Lotse. 14.
David, J. J. Von Hans Bethge. Litterar. Echo. 8.
Schmel's Lyrik. Von Hans Fr. Frey. Internat. Litteraturberichte. 26.
Détadence. Von D. Stauf v. d. March. Neue Bahnen. 1. 2.
Dialektstücke, Oesterreichische. Von Hans Sittenberger. Litterar. Echo. 8.
Dichter, Soll er einen bürgerlichen Beruf haben? Von Hans v. Hopfen. Litterar. Echo. 7.
Drama, Der Streit über das moderne. Von Hans VArronge. Deutsche Heimat. 14.
Grabbe, Ein Gedenkblatt. Von E. A. Regener. Kyffhäuser. 19.
Grillparzerstag, Zum. Von Jos. Trübzwasser. Neue Bahnen. 2.
Grillparzer's Deutschtum. Von Jos. Trübzwasser. Kyffhäuser. 20.
Gamerling, Robert. Von Chr. Schmitt. Erwinia. 4.
Heimatkunst. Von Aug. Fr. Krause. Osten. 1.
Heimatkunst in der Höhentkunst. Von Hans v. Wolzogen. Deutsche Heimat. 12.
Hille, Peter. Von Ludw. Bräutigam. Gesellschaft. 6.
Jesudramen, Zwei griechische. Von Aug. Wünsche. Internat. Litteraturberichte. 26.
Kämpf, Karl. Von Th. v. Galecki. Gesellschaft. 1.
Kaiserliche Kunst. Von Otto Brandis. Lotse. 14.
Kinderbücher, Neue. Von Eugen Kalkschmidt. Deutsche Heimat. 12.
Kunst, Die moderne und der Typus. Von Paul Ernst. Deutsche Heimat. 15.
Lorn's Weltanschauung. Von Susanna Rubinstein. Internat. Litteraturberichte. 1.
Lyrik, Neue. Von Ad. Brieger. Internat. Litteraturberichte. 26. 1.
Lyrik, Zwei Bücher. Von M. v. Stern. Neue Bahnen. 2.
Miegel, Agnes. Von Karl Enders. Deutsche Heimat. 15.
Naturwissenschaftliche Litteratur. Von Wilh. Bölsche. Litterar. Echo. 7.
Niehsche's Nachlaß. Von J. Hollitscher. Wage. 2.
Nordische Bücher, Neue. Von Otto Stöhl. Wage. 52.
Opern, Drei neue. Von Max Steiniger. Gesellschaft. 6.
Plakatkunst, Deutsche. Von Mil Richter. Nord und Süd. 298.
Preßeren, Franz. Von Ad. Hauffen. Litterar. Echo. 8.
Roeder, Friedrich, Zur Erinnerung an. Von Jos. Joesten. Nord und Süd. 298.
Schillerpreis, Der. Von Ernst v. Wildenbruch. Litterar. Echo. 7.
Sprachgeschichte, Aus der deutschen. Von Herm. Wunderlich. Litterar. Echo. 7.
Stehr, Hermann, Dichtungen von. Von Martin Kriele. Lotse. 13.
Stein, Heinrich von. Von Friedr. Poste. Deutsche Heimat. 14.
Theaterzensur. Gesellschaft. 1.
Trabert, Adam. Von B. B. Hessenland. 2.
Waldkunst. Von Rob. Mielke. Deutsche Heimat. 16.
Weltanschauungsroman, Ein. Von Heinr. Hart. Litterar. Echo. 7.
Wiener Litteratur. Von Rud. Lothar. Litterar. Echo. 8.
- Ferner:
Die Feder. Nr. 61 u. 62.
Freya. Nr. 15—20.
Der Scherer. Nr. 1—3.

Unverlangt eingehenden Beiträgen sind die nötigen Briefmarken beizufügen, wenn im Falle der Unverwendbarkeit die Rücksendung gewünscht wird.

Für die Redaktion verantwortlich: Albert Warneke, Braunschweig, Hasanenstraße 51 a.
 Verlag: Gose & Tetzlaff, Berlin W. 35. — Druck: Herrcke & Gebeling in Stettin, Pölitzerstraße 81.

Monatsblätter

für

deutsche Litteratur.

VI. Jahrgang.

März 1902.

Heft 6.

Der Träumer.

Wie schnell die Jugend flieht! Du glaubst es kaum,
 Wie schnell der Glückestag Dir mag verstreichen!
 Im Rosenhag der blütenreiche Traum
 Kann scheuer nicht und schmerzlicher entweichen.

Noch gestern zogst Du froh durchs Land dahin,
 Die letzte Nacht noch hast im Freundeskreise
 Gepriesen singend Du den leichten Sinn, —
 Und jetzt ist er verhallt wie jene Weise!

Denn kühl umziehn des Lebens Schauer Dich,
 Du ringst mit andern in der Rennbahn Schranken
 Und — strebst umsonst! Ein Träumen nahet sich,
 Und auf in Träumen gehn Dir die Gedanken!

Vereinsamt stehst Du, und in leisem Schmerz
 Küßt Schwermut Dir die Träumerstirne wieder,
 Nichts blieb Dir als Dein weiches Kinderherz
 Und eine Handvoll märchensüßer Lieder!

Dresden.

Börries Freiherr von Münchhausen.

Sympathie.

's war nur ein flüchtiges Begegnen,
 Ein Blick von mir — ein Blick von Dir;
 Und dennoch sprach ich still zu mir:
 Die Liebe Gottes mag Dich segnen!

Zittau.

Otto Promber.